

Zürcher Studierendenzeitung



Auf Lock

Was Haare mit uns machen

Bosheit

Er fordert den totalen Krieg: Ehemaliger IDF-Sergeant an der Uni

Boeing

Die Wirtschaftsfakultät fliegt hoch über die Klimaziele hinaus

Bronzen

Es geht vorwärts: Das Völkerkundemuseum gibt Raubgut zurück

Bounce

Mit Sirah Nying über Hiphop, Politik und Medien

An 4 zentralen Standorten in **Zürich und online** für dich da



- Täglich geöffnet
- Lange Öffnungszeiten
- Hausärzte, Gynäkologie
und weitere Spezialisten



arzthaus

arzthaus.ch
arzthausonline.ch

News

4 ZHdK auf Sparfuss

Transdisziplinarität muss weichen

5 Fragwürdige Einladung

Yaron Brook predigt Kriegsmoral

6 Wirtschaftsfakultät hebt ab

Flugreisen ausser Kontrolle

Fokus

8 Oben ohne

Über die Freiheit der Glatze

8 Oben mit

Haare transplantieren in der Türkei

9 Gegen die Norm frisieren

Im Salon mit Sofi Mykhailenko

10 Koloniale Verflechtungen

Die Schattenseiten des Haarhandels

Gesellschaft

15 Xenophob für Profit

Gustis rechte Kompliz*innen

16 Erot-Wein

In Edis Weinstube gibt es keine Tabus

16 Ach Meno!

Über die Wechseljahre der Frau

17 Raubgut an der Uni

Die Benin-Bronzen kehren heim

18 Vielfalt in Wort und Mensch

Ein Gespräch mit Sirah Nying

Editorial

Durchgekämmt– Morgens der verschlafene Blick in den Spiegel: Die Haare sind fettig, die Frisur von gestern abhanden- gekommen. Die Verlockung, zurück ins Bett zu kriechen, ist gross, doch ein Blick in die Zeitung oder in den Feed lässt die eigene Notlage wieder lächerlich erscheinen. Man wagt sich aus dem Haus. Dennoch kann der «Bad Hair Day» auch den erfolgreichsten Stoiker*innen die Stimmung vermiesen. An Tagen wie diesen müssen wir uns eingestehen: Haare haben uns im Griff.

Aber was, wenn sich das angekratzte Selbstbewusstsein mit einer Dusche nicht retten lässt? Wenn die Haare immer lichter werden und die Glatze unausweichlich scheint, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Den Kampf gegen die Natur aufzunehmen oder sich ihr zu ergeben. Ersteres erfordert Geld und Durchhaltevermögen. Letzteres erfordert Mut und bietet zugleich die Möglichkeit, sich selbst neu kennenzulernen (S. 8).

Gelingt es, die eigene Identität nicht mehr vom Äusserlichen abhängig zu machen, lassen sich die Interpretationen anderer jedoch nicht verhindern. So schei-

nen sie bereits zu wissen, wie wir politisch gestimmt sind oder welchen Studiengang wir wählen werden, bevor wir es selbst tun. Eine Schublade gibt es für jede*n: Kurze Ponys und bunte Klammern entlarven die Kunststudentin, der Seitenscheitel den Wirtschaftler.

So buchen wir doch den nächsten Friseurtermin, um den Stereotyp wenigstens selbst zu wählen. Zwischen Magazinen, Scheren und Farbtöpfen träumen wir davon, wer wir alles sein könnten.

Der Gottheit hinter dem Sessel legen wir die Macht über unsere Identität in die Hand. Schafft sie es, unser wahres Ich hervorzubringen (S. 9)? Sie lässt strapaziertes Haar auferstehen, Grau zu Silber werden, sogar verlängern kann sie es.

Woher die Schöpferin ihren Schopf für Extensions oder Perücken nimmt, auch dazu haben wir recherchiert. Wir sind zum Schluss gekommen: Ihre Mittel sind nicht immer heilig (S. 10).

Für die Redaktion,
Giorgio Dridi, Liv Robert
und Mara Schneider

Kultur

19 Bäume aus Pixeln

Ein Essay über Jahreszeiten

21 Kurz vor dem Crêpieren

Die Delikatesse des Niederdorfs

21 Bankenkrimi

Filmrezension zu «The Narrative»

4 Kurzmeldungen

10 Impressum

11 Senf der Redaktion

12-13 Bildbox

23 Kolumne

23 Dirty Diary

23 Kurz und knapp

24 Kreuzworträtsel

24 Ode an einen Ort





Wenn Studiengänge zu politisch werden

Die ZHdK will den Studiengang Transdisziplinarität «mittelfristig» abschaffen. Die vage Ankündigung sorgt für Verwirrung.

Rahel Gamma (Text und Illustration)

Wichtiges in Kürze

Student gewinnt vor Gericht

Sieg – Ein Student der Universität Zürich hat vor dem Verwaltungsgericht einen Sieg errungen, nachdem er gegen eine ungerechte Prüfungssituation klagte. Bei einer Wirtschaftsprüfung im Juni 2024 führten die Teilnehmer*innen in zwei Gruppen aufgeteilt die Prüfungen zeitlich versetzt durch. Dabei wurden prüfungsrelevante Informationen zwischen den Gruppen weitergegeben. Die Fakultät vergab darauf pauschal volle Punktzahl für die drei Aufgaben. Ein Student, der trotz dieser Gutschrift mit der Note 3,75 durchfiel und vom Studiengang gesperrt wurde, wehrte sich erfolgreich. Er beschwerte sich über die unfairen Bedingungen, da die Uni durch die zeitlich versetzten Prüfungen einen Vorteil für die zweite Gruppe ermöglichte. Die pauschale Punktevergabe gleiche dies nicht aus. Das Gericht entschied, dass der Student die Prüfung nun wiederholen darf. Das Urteil ist rechtskräftig. (deb)

Husch Husch, Hollywood!

Patriotisch – 2025 wurden schweizweit weniger als zehn Millionen Kinokarten verkauft, stellte das Bundesamt für Statistik fest. Das ist der tiefste Wert seit fast 50 Jahren – natürlich unter Ausnahme der Covid-Jahre. Vor allem Westschweizer*innen und Tessiner*innen sahen sich weniger oft Streifen an. Immerhin: Der Marktanteil europäischer und Schweizer Filme wuchs auf 39 Prozent. Vorstellungen amerikanischer Filme machen immer noch die Mehrheit der Eintritte aus, werden aber nach und nach von hiesigen Produktionen verdrängt. (man)

Immersive Forschung an der PH Digitalisierung

Die Pädagogische Hochschule Zürich hat Mitte März das «Immerse Theatre» in Betrieb genommen. Dabei handelt es sich um eine innovative Lehr- und Lernumgebung, die im Rahmen der Digitalisierungsinitiative Zürich gemeinsam mit der Uni Zürich und der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften entwickelt und im Rahmen einer Tagung zur digitalen Transformation in der Berufswelt eingeführt wurde. Das Theatre bietet eine hochauflösende 3D-Projektionsfläche und Laser-Tracking. Diese Einrichtung ermöglicht unter anderem die Darstellung von Gigapixelbildern, 360-Grad-Videos, stereoskopischen 3D-Inhalten und interaktiven Modellen. Damit soll man künftig immersive Technologien und KI-basierte Methoden intensiver erforschen und erproben können. (deb)

Die Transdisziplinarität ist ein eigenwilliger Forschungsansatz. Sie arbeitet mit Methoden aus Kunst, Wissenschaft und dem Praxiswissen. Im Vergleich zur Interdisziplinarität werden bewusst die Grenzen einzelner Disziplinen überschritten und Wissen aus Gesellschaft und Alltag miteinbezogen.

Der Studiengang ist seit 2009 ein fester Bestandteil des Lehrprogramms der Zürcher Kunsthochschule. Doch Tage vor Beginn des Herbstsemesters kam dessen Weiterführung ins Wanken: Am 1. September 2025 schoss die Hochschulleitung den Vogel ab – Andreas Vogel genauer gesagt. Er ist Direktor des Departements Kulturanalyse und Vermittlung (DKV) und wird Ende Februar entlassen. Eine Woche später beschliesst die Hochschulleitung auf ihrer Retraite, den

Hochschulleitung in einem internen Mail an Mitarbeitende, der Studiengang werde mittelfristig abgeschafft. Neun Tage später relativierte ZHdK-Rektorin Mairitsch den Entscheid gegenüber Tsüri: Es sei bloss eine «Evaluierung» des Studiengangs geplant. Erst danach soll entschieden werden, ob und in welcher Form der Studiengang weitergeführt wird, darunter sei auch eine Neukonzeption möglich. Ein plötzlicher Tonwechsel gegenüber der ursprünglichen Ankündigung.

Studierende wehren sich

Am 11. September 2025 wurde die Online-Petition «Defend the Master Transdisciplinary Studies» von der Studierendenorganisation VERSO lanciert. Darin wird unter anderem die unklare Kommunikation ohne vorherige Absprache mit Studiengangsleitung oder Studierenden kritisiert. Patrick Müller und Irene Vögeli, Co-Leitende des Masters Transdisziplinarität, schliessen sich dem an. Die beiden machen gegenüber der WOZ deutlich, dass sie sich «mehr Sorgfalt von der Hochschulleitung im Umgang mit solchen Neuigkeiten gewünscht hätten.» Und ergänzen: «Von der HSL-Retraite war uns nur der Programmpunkt «Leistungsportfolio: Transdisziplinarität» bekannt, was das beinhaltete, wussten wir nicht.» Ist der Master Transdisziplinarität der Hochschule politisch zu unbequem? Vielen Studierenden liegt die Antwort auf der Hand. Im Studiengang wird transdisziplinär gearbeitet, wobei verschiedene Methoden aus der Philosophie, zeitgenössischen Kunst, Design, Aktivismus und Naturwissenschaften zum Einsatz kommen. Der kulturelle Wandel wird nicht nur theoretisch behandelt. Dass Studierende hier politisch aktiv sind, ist kein Zufall.

Eine Person aus dem Studiengang, die anonym bleiben möchte, formuliert die Atmosphäre so: «Es ist politisch laut. Dass wir im Unterricht so offen sprechen dürfen, hat mich zuerst überrascht und dann sehr bestärkt.» Die Hochschulleitung beharrt in einer internen E-Mail-Kommunikation darauf, dass die Entscheidungen sowohl aus strategischen als auch inhaltlichen Gründen getroffen werden – nicht aber aus politischen. Nach Andreas Vogels Entlassung kommunizierte die Hochschulleitung in einer weiteren E-Mail, dass die Leitungsstelle des DKV vorerst nicht neu ausgeschrieben wird, da die ZHdK aktuell ihre Organisationsstruktur überarbeiten würde. «Die damit verbundenen Entscheide haben auch Auswirkungen auf die Aufgaben- und Stellenbeschriebe der Departementsleitenden und damit auf jene der Leitung des DKV. Wir möchten diese abwarten, bevor wir die Stelle ausschreiben.» Der aktuelle Departementsleiter hätte demnach noch bis Ende Februar 2026 im Amt bleiben sollen.

Doch am 27. Oktober 2025 folgte überraschenderweise die vorzeitige Freistellung Andreas Vogels – offiziell «im gegenseitigen Einverständnis», wie die Hochschulleitung mitteilte. Vogel beendete bis Ende Oktober seine Lehrtätigkeiten und übergab die Leitung kurzfristig. In der Folge hatte das Departement innerhalb von drei Monaten drei verschiedene Leitungen und in der laufenden Umstrukturierung keine stabile Vertretung. Mit Semesterbeginn verlagerte sich die Debatte aus den Mailpostfächern in den physischen Raum.

An den Wänden des Toni-Areals hingen Poster mit der Aufschrift: «Where is Karin?». Für Rückkehrende aus Austauschsemestern oder Aussenstehende vielleicht irritierend, doch nicht für jene, die bei der Eröffnungsrede dabei waren, als Hansuli Matter, Direktor des Departements Design, an ihrer Stelle sprach. Karin Mairitsch hatte sich seit der Ankündigung über die Umstrukturierung des Masters weitgehend von öffentlichen Anlässen zurückgezogen. Es folgten spontane Aktionen zu gemeinschaftlicher Flyer-Herstellung und schliesslich ein stehender Lunch-Protest, wo sich Studierende mit dem DKV solidarisierten, das bald ohne Leitung da stehen würde. Dies zog eine Untersuchung gegen die Organisierenden nach sich.

Plakative Proteste

Dazu wurden ungekennzeichnete Kameras über den Eingängen des Transdisziplinaritäts-Ateliers installiert. Mittlerweile vermeiden einige Studierende, das Atelier zu betreten. Die einzige offizielle Reaktion der Hochschulleitung erfolgte Monate später, am 8. Dezember 2025, im internen ZHdK-Newsletter: Man distanzieren sich von «Anfeindungen persönlicher Art, wie sie derzeit in Form von Plakaten und Stickern stattfinden».

Plakative Proteste

Für den Moment sieht es so aus, dass die Umstrukturierung und Re-Evaluation des Masters Transdisziplinarität im Dezember 2026 ansteht. Zurzeit laufen die Anmeldungen für das kommende Herbstsemester, wobei noch unklar ist, ob und wie sich das Ganze auf die Anmeldezahlen auswirken wird. Klar ist, dass alle neuen Studierenden ihren Master nach dem aktuell geltenden Studienmodell abschliessen können.



Master Transdisziplinarität, der dem DKV angehört, in der bisherigen Form einzustellen. Eine von insgesamt fünf Entscheidungen zur jährlichen Umstrukturierung.

Als Begründung verweist die Hochschulleitung darauf, dass Transdisziplinarität heute bereits in vielen Departementen gefördert wird. Man fragt sich, ob letztere hier nicht mit der Interdisziplinarität verwechselt wird. Was «mittelfristig» in diesem Fall heisst, ist den Studierenden ein Rätsel. Zuerst kommunizierte die

Sozialdarwinismus an der Uni

Ein ehemaliger Sergeant des israelischen Militärs hält einen Vortrag über Kriegsethik. Um diese zu begründen, teilt er die Welt in zivilisiert und unzivilisiert ein – die Uni lässt gewähren.

Giorgio Dridi

Am vierten März erreichte die Studierenden der Universität Zürich eine Mail. Der «Stirner Club» lädt zu einem öffentlichen Vortrag mit dem Titel «Morality in Times of War» ein. Soweit nichts Ungewöhnliches. «Wann ist Krieg, wenn überhaupt, moralisch gerechtfertigt?», «Welche Verantwortung tragen Nationen gegenüber Zivilisten und Feinden in Zeiten des Krieges?», «Kann moralische Klarheit in asymmetrischen Konflikten herrschen?» – alles hochaktuelle Fragen. Doch wer beim Recherchieren des Vortragenden Dr. Yaron Brook oder des genannten Studierendenvereins noch nicht stutzig geworden ist, wird es spätestens beim Betreten des Hörsaals. Die Vertreter der Organisation wirken nicht nur wegen ihrer schwarzen Hemden wie Mitglieder einer Sekte, nein, der Antichrist selbst blitzt in Form eines verkehrten Kreuzes unter einem Kragen hervor.

Aber eins nach dem anderen: Der Stirner Club wurde 2025 gegründet, um Max Stirners Ideen über das Individuum, das Eigentum und die Freiheit, kurz libertäres Gedankengut unter den Studierenden zu verbreiten. Der Name, den der deutsche Denker seiner hohen Stirn verdankt, taucht in der akademischen Welt kaum auf, dafür umso häufiger in rechts-libertären Reddit-Feeds. An moralischen Prinzipien festzuhalten ist für ihn, als würde man an Geister oder Gott glauben. Nicht mal die aufklärerische Vernunft bleibt in Stirners Hauptwerk «Der Einzige und sein Eigentum» verschont: «Die Vernunft ist mein, und ich mag mit ihr schalten, wie ich will; ich darf also auch unvernünftig sein, wenn ich will.» Darin lehnt er Moralvorstellungen als Ganzes ab: «Ich bin nicht weder ein Gott noch ein Mensch, weder das höchste Wesen noch mein Wesen, und ist's also einerlei, was ich mehr bin, das Gute oder das Böse, ich verwerfe beide [...] Mir geht nichts über Mich!».

Ähnlich erscheinen die Ideen des «Ayn Rand Institutes», dem Yaron Brook vorsteht. Der Name des Think Tanks widmet sich der russisch-amerikanischen Bestsellerautorin Ayn Rand. Sie wurde 1905 in St. Petersburg in eine bürgerliche jüdische Familie geboren, die während der Oktoberrevolution enteignet wurde und verarmte. Aus dieser Erfahrung zog Rand den Schluss: Der Staat, die Moral, eigentlich jede kollektive Vereinbarung führen immer nur zu wütenden Mobs und zur Unterdrückung des Einzelnen, der nach Höherem strebt. Im Unterschied zu Stirner liess die als «rationale Egoistin» identifizierende Rand eine einzige moralische Pflicht in ihren Werken jedoch bestehen: «vernünftiges Handeln zum eigenen Nutzen». Laut der WOZ gilt sie in den USA als «Einstiegsdroge für RepublikanerInnen und Rechtslibertäre.»

Gut gegen Böse

Brook ist ein grosser Bewunderer Rands Ideen, aus denen der ehemalige IDF-Sergeant auch seine Kriegsethik ableitet. Das Ziel seines Instituts ist es, eine Kultur zu schaffen, «deren Leitprinzipien Vernunft, rationales Eigeninteresse, Individualismus und Laissez-faire-Kapitalismus sind». Diese Kultur sieht er einzig durch den Westen repräsentiert und durch den «unzivilisierten» Rest der Welt bedroht. Eine klare Positionierung kündigt er zu Beginn des Vortrags mit einem kleinen Seitenhieb Richtung Schweiz an: «Dieser Talk

wird kein neutraler sein.» Nicht nur seine tiefe Kommandostimme macht Eindruck im Hörsaal, sondern auch die Absolutheit, mit der er spricht. Die Kriege der letzten hundert Jahre sieht er als kosmischen Kampf zwischen Gut und Böse, Individualismus und Kollektivismus, Rationalismus und Mystizismus, Freiheit und Autoritarismus. Dies sei auch das Motiv der Kriege im Nahen Osten und in der Ukraine, die sich kulturell und ideologisch westwärts bewege. Es sei kein Wunder, dass Russland den Westen nicht nur militärisch, sondern auch ideologisch, durch die Finanzierung der «Far-left» und «Far-right», zu zersetzen versucht. Fundamental zähle dasselbe für die arabische Welt. «Israelis sind fortschrittlicher und glücklicher», sagt Brook. Der Individualismus und Wohlstand Israels sei ein Affront und führe zu Verbitterung und Hass bei den «zurückgebliebenen» Nachbarn.

«Die Palästinenser sind unmoralische Akteure»

Yaron Brook, ehemaliger IDF-Sergeant

Die Ursache aller Kriege ist laut Brook Kollektivismus: «Deine Gruppe gegen meine». Individualistische Gesellschaften hätten kein Interesse an Krieg, weil ihnen das Leben des Individuums zu wertvoll sei. Einen Krieg zu starten sei unmoralisch und nie gerechtfertigt, denn es handle sich dabei immer um eine «lose-lose-transaction», wie der 7. Oktober 2023 zeige: «Sie töten nur um des Tötens willen. Die Hizbullah, Hamas und leider auch die Palästinenser sind unmoralische Akteure.» Brook wirft nicht nur Kämpfer*innen und Zivilist*innen in den selben Topf, sondern auch die Situation der Ukraine und Israels. Beide befänden sich in einem Verteidigungskrieg, laut Brook die einzig moralisch legitime Kriegshandlung. Mit Bezug auf Ayn Rands rationalen Egoismus argumentiert er, es sei unmoralisch, nicht zurückzuschliessen. Und man solle mit genug Gewalt dafür sorgen, dass dies nie mehr nötig sein wird.

Von der Meinungsfreiheit gedeckt

Des Weiteren vergleicht Brook die aktuelle Situation im Gazastreifen mit dem Kampf der Vereinigten Staaten gegen Deutschland und Japan im Zweiten Weltkrieg und erklärt, deren «totale Zerstörung» habe dazu geführt, dass sich deren Gesellschaften zum Besseren gewandelt hätten. Er sagt, dasselbe müsse auch im Gazastreifen geschehen, wo es eine «primitive Gesellschaft» gebe. Mit seiner rassistisch sozialdarwinistischen Wortwahl und seiner Aufforderung, den Gazastreifen vollständig zu zerstören, scheinen die Anwesenden kein Problem zu haben. Eine Stimme aus dem Publikum führt seine Argumentation mit einer rhetorischen Frage sogar noch weiter: «Ist es nicht unmoralisch, dass Israel den Krieg nicht zu Ende kämpft und stattdessen einem Waffenstillstand zugestimmt hat?» «Absolut», antwortet Brook, «Trump erlaubte es Israel nicht, die Sache zu Ende zu bringen.» Zu seiner Kriegsethik gehört auch, dass Zivilist*innen nicht verschont gehören, denn sie seien diejenigen, die das Regime politisch sowie finanziell unterstützen. Damit ruft er indirekt zu einem Genozid auf.

Im Gespräch mit der ZS distanzierte sich der Stirner Club von Brooks Unterscheidung zwischen zivilisierten und unzivilisierten Gesellschaften. Gleichzeitig wünsche man sich, dass die Linke in der Schweiz das Antisemitismus-Problem im Nahen Osten ernster nehme. Mit Verweis auf Max Stirners ethischen Egoismus erkennen sie das Verteidigungsrecht Israels an. Und zur satanistischen Halskette: sie soll eine Hommage an Nietzsches «Antichristen» sein und damit eine Abgrenzung von der religiös-konservativen Rechten.



Yaron Brook: «Wenn du mit dem Messer kommst, komm ich mit der Bazooka.» zVg

Als Kriegsethik-Professorin Susanne Burri Wind von diesem Vortrag bekam, informierte sie den Rechtsdienst der Uni und bat um rechtliche Einschätzung. Obwohl laut Einschätzung des Rechtsdienstes der Vortrag «aus Menschenrechtsperspektive nicht nachvollziehbare bis verstörende Aussagen» enthielt, sei er von der Meinungsfreiheit gedeckt. Dabei beruft sich der Rechtsdienst auf die Bundesverfassung: «Die Ausbildung selbstständigen Denkens und die Förderung der Urteilskraft junger Menschen kann nur an einem Ort, wo die Äusserung unterschiedlicher Ansichten und die Verwendung verschiedener Ausdrucksweisen angstfrei geübt werden kann».

Es bleibt die Frage offen, wo die Meinungsfreiheit verweilt, als 2024 die von der «Muslim Student Association» geplante Ausstellung «Palästina – Zwischen Geschichte und Aktualität» verboten wurde. Zur Absage der Ausstellung, die geschichtswissenschaftliche Bücher als Grundlage hatte, schrieb die Medienstelle der Uni, «dass deren Inhalte nicht mit den Werten und Prinzipien der Uni Zürich für einen wissenschaftlichen Dialog sowie einer ausgewogenen Darstellung im Einklang stehen. Für die Uni Zürich ist ein faktenbasierter, ausgewogener und konstruktiver Austausch zentral. Das vorliegende Konzept enthielt jedoch eine einseitige, konfrontativ angelegte Darstellung, die zu einer weiteren Polarisierung hätte führen können.» Mit seinem Aufruf zur vollständigen Zerstörung des Gazastreifens und der damit einhergehenden Gewalt gegen ein ganzes Volk scheint Brook die Werte und Prinzipien der Uni nicht zu stören.

Klima-Killer Wirtschaftsfakultät

Seit mehreren Jahren verfehlt die Uni ihre Ziele zur Reduktion von Flugreisen. Jetzt zeigen exklusive Zahlen der ZS: Während viele Fakultäten strenge Massnahmen ergreifen, ruiniert die Wirtschaft die Gesamtbilanz.

Andri Gigerl (Text) und Jonas Jost (Grafik)

«Wenn ich das wüsste, wo wir 2030 stehen werden, dann wäre ich sehr froh», antwortet Prorektorin Gabriele Siegert trocken auf die Frage, wo die Uni Zürich 2030 stehen wird in der Erreichung ihrer selbst gesetzten Nachhaltigkeitsziele. Eine illustre Runde hat sich an diesem Abend des 23. Februars in der historischen Aula der Uni versammelt, um über Nachhaltigkeit zu diskutieren – mit dabei sind nationale und kantonale Politiker*innen, Mitglieder des Uni-Rates, Beamt*innen, Forschende und Uni-Angehörige.

Doch trotz grosser Bühne bleiben die Ambitionen auch bei Rektor Michael Schaepman eher bescheiden: «Wir halten an diesem Ziel fest, weil es auch psychologisch wichtig ist, dass die Menschen an einem Ziel festhalten können», erklärt er und sinniert: «Ist es sinnvoll, die Leute jedes Jahr zu enttäuschen, indem man sagt, wir haben das Ziel nicht erreicht? Das ist eine Frage, die noch nicht schlüssig beantwortet werden kann». Die Rede ist vom Klimaziel der Uni «Netto Null bis 2030». Und wenn auch frustrierend für die anwesenden Klimapolitiker*innen, Schaepmans Antwort fasst die Lage ganz gut zusammen, insbesondere bezüglich dem Thema Flugreisen. Es gibt Ziele und die erreicht man nicht so wirklich – aber ob man das jetzt gleich herumschreiben muss? Das kann man so noch nicht schlüssig beantworten.

Um das ambitionierte Ziel zu erreichen, dass die Unileitung 2019 unter Druck des Klimastreiks festgelegt hat, braucht es neben erneuerbaren Energien und Vegi-Menüs vor allem auch eine deutliche Reduktion der Flugreisen. Diese machen fast ein Drittel der gesamten Emissionen aus. Nach Corona sollten sie deshalb nur noch auf 60% des Vor-Pandemie-Niveaus ansteigen und dann jährlich um mindestens 3% sinken, so der Plan. Wie klappt das bisher so? In den Worten der Prorektorin: «Im Grossen und Ganzen einigermaßen gut». Und in

Zahlen? Da steigen und steigen die Emissionen seit 2021 ununterbrochen. Zwar liegen sie nach wie vor leicht unter den Werten von vor der Pandemie – das zeige, so die Medienstelle der Uni, «dass die getroffenen Massnahmen bereits wirken». Doch das Reduktionsziel wird seit 2022 jedes Jahr deutlicher verfehlt. Brisant ist dabei: Die Gesamtzahlen, welche die Uni jährlich publiziert, verschleiern tiefgreifende interne Differenzen – das zeigen exklusive Zahlen auf Ebene der Fakultäten, die der ZS vorliegen. Während einige Fakultäten mit strengen Massnahmen ihre Emissionen reduzieren oder deren Anstieg stark bremsen konnten, ruiniert eine Fakultät im Alleingang die Gesamtzahlen: die Wirtschaftswissenschaft (WWF).

Fliegen wie die Vögel

In absoluten Zahlen fliegt zwar die medizinische Fakultät am meisten, gefolgt von der mathematisch-naturwissenschaftlichen (MNF). Das liegt aber vor allem an deren personellen Grösse. Die ZS hat die Emissionszahlen der einzelnen Fakultäten pro Kopf ausgerechnet. Auf die Anzahl der Mitarbeitenden in Vollzeit-äquivalenten (VZÄ) gerechnet zeigt sich: Mit gewaltigem Abstand die höchsten Pro-Kopf-Emissionen hat die WWF. Pro Angestellten in VZÄ entstehen dort jedes Jahr mehr als drei Tonnen CO₂, was rund 10 Economy-Flügen von Zürich nach London entspricht. Damit sind die Emissionen der Wirtschaft fast dreimal so hoch wie die der nächsten Konkurrenz, der Philosophischen Fakultät (PHF), und gar 5 mal so hoch wie die der Veterinärmedizin (VET).

So bringt die WWF im Alleingang die Flug-Emissionsziele der Uni zum Absturz, obwohl sie nur 6.5% des Personals stellt. Hätte sie ihre Flugzahlen hingegen ähnlich stark reduziert wie beispielsweise die Theologische und Religionswissenschaftliche Fakultät (TRF), wären 2024 die gesamten Flug-Emissionen der Uni im Vergleich zum Vorjahr

gesunken. Die Medienstelle betont zwar, dass eine Berechnung der Pro-Kopf-Emissionen nur begrenzt aussagekräftig sei, da die Mitarbeitenden ihre Funktion als Angestellte nicht berücksichtigen. Das Gesamtbild bleibt jedoch immer dasselbe, egal ob man mit oder ohne technischen Dienst, Doktorand*innen oder externen Lehrbeauftragten rechnet: Die WWF fliegt allen anderen davon.

Wirkungslose Massnahmen

Dass es sich hierbei nicht einfach um Pech seitens der WWF handelt, zeigt ein Blick auf die Massnahmen der Fakultäten. Diese entscheiden nämlich selbst, wie sie das Ziel erreichen wollen – die Unileitung nennt das ein «Reallabor». Die TRF, welche ihre Emissionen zuletzt um rund 45% Prozent senken konnte, hat beispielsweise die strengsten Regeln. Flüge werden nur noch für sehr weite Reisen bezahlt und auch dann nur, wenn es keine Kurztrips sind.

Die meisten anderen Fakultäten haben sich für eine Lenkungsabgabe zwischen 100 und 200 Franken pro Tonne CO₂ entschieden, die aus den Mitteln des jeweiligen Lehrstuhls bezahlt werden muss. Die Einnahmen werden zudem an vielen Fakultäten teilweise zur Finanzierung von Zugreisen genutzt, was diese zusätzlich attraktiv machen soll. An der WWF hingegen dient die Abgabe vollständig der Kompensation der Flüge und orientiert sich gemäss der Fakultät am «Marktpreis» der entsprechenden Zertifikate. Für einen Economy-Flug von Zürich nach New-York beträgt der momentan 54 Franken. Zum Vergleich: an anderen Fakultäten zahlt man fast 400 Franken Abgabe.

Kritik an der WWF kommt jetzt auch aus der Politik, von SP-Kantonsrat Nicola Siegrist, der bereits vor einem Jahr eine parlamentarische Anfrage zum Thema gestellt hat: «Die homöopathische Bepreisung an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät wirkt nicht, was den Preislenkungsexpert*innen dort eigentlich von Anfang hätte klar sein müssen». Tatsächlich zeigen Studien, dass eine CO₂-Bepreisung (je nach Studie über 200 Franken pro Tonne) überhaupt Wirkung zeigt, und auch dann nur eine überschaubare. Wenn das Geld zudem für den Kauf von Zertifikaten genutzt wird, stellt sich laut einigen Untersuchungen die Frage, ob es nicht zu einem psychologischen «Rebound-Effekt» kommt: Wenn der Flug «kompensiert» wird, ist das Gewissen rein und

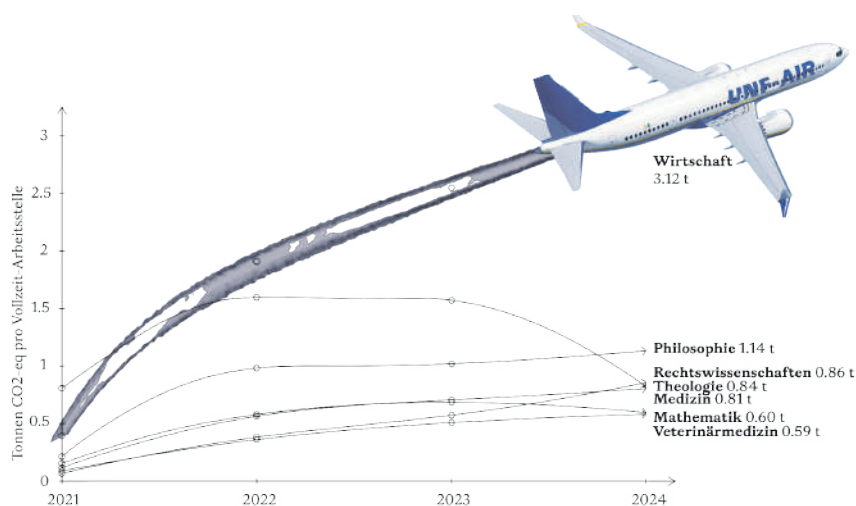
man muss ihn auch nicht mehr vermeiden. Auf die Kritik angesprochen gibt sich die WWF wortkarg und will weder erklären, warum die Massnahmen nicht greifen, oder ob die Kompensationen gar kontraproduktiv sind, noch warum sie überhaupt so viel mehr fliegt, als alle anderen. Stattdessen lässt sie über die Medienstelle ausrichten, man kompensiere ja die CO₂-Emissionen «zu 100% durch hochwertige Zertifikate». Dass die Uni-Leitung eine deutliche Reduktion der Emissionen und nicht einfach deren Kompensation als Ziel festgelegt hat, scheint ihr nicht so wichtig zu sein. Für den Absenkpfad hofft die WWF «mitunter» auf «Sensibilisierung» und sagt, man müsse «alle Massnahmen zusammen betrachten».

Kompensationsprojekte sind jedoch umstritten, da sie oft nicht halten, was sie versprechen. So hat die Zeitung «The Guardian» 2023 aufgedeckt, dass bei «Verra», dem weltweit grössten Kompensationshändler, über 90% der verkauften Regenwald-Kompensationen wertlos waren. Auch im Vorzeigeprojekt der Schweizer Firma Southpole waren gemäss geleakten internen Dokumenten rund 60% der generierten Zertifikate wirkungslos. Die Uni bemüht sich zwar um Zertifikate von «sehr hoher Qualität», absolute Sicherheit gibt es aber auch damit nicht. Die ETH schreibt dementsprechend zu ihren Bemühungen zur Reduktion von Flugreisen auch, Kompensationen seien «kein Ersatz für echte Reduktionen», sondern nur eine «Übergangslösung».

Psychologisch wertvoll

Kantonsrat Siegrist fordert jetzt von der Uni entschlosseneres Handeln: «Ich erwarte, dass die Unileitung mehr Druck auf die Fakultäten ausübt, falls diese ihre Ziele deutlich verfehlen». Und auch im Verban der Studierenden (VSUZH) stossen die Zahlen auf Unverständnis. Leonie Barnsteiner, Mitglied der Nachhaltigkeitskommission, kritisiert: «An der Uni wird uns nicht beigebracht, bei verfehlten Zielen stur an einer Strategie festzuhalten, sondern uns agil den Bedingungen anzupassen. Wir erwarten, dass die Fakultäten – besonders diejenigen, die das gesteckte Ziel deutlich verfehlen – sich auch entsprechend verhalten».

Die Unileitung hat mittlerweile auch eingesehen, dass es so nicht weitergeht. Auf Anfrage erklärt die Medienstelle, dass eine gesamtuniversitäre Abgabe in den kommenden Monaten eingeführt werden soll. Ob diese so noch rechtzeitig kommt, um die Reduktionsziele zu erreichen, ist zu bezweifeln. Doch Rektor Schaepman würde wohl sagen: «Psychologisch» ist sie trotzdem wertvoll. Wen kümmern da schon die Ziele.



Haare als Ware

Wie wir mit der Natur verhandeln



Eine radikale Entscheidung

Er definierte sich über seine Locken, bis ihn mit 15 Jahren der Haarausfall trifft. Darauf begann ein Prozess, in dem sich Johannes Grossmann erst einmal neu kennenlernen musste.

Mara Schneider (Text und Foto)

«Früher hatte ich schulterlange, dicke Locken», erzählt Johannes Grossmann. «Ich war bekannt dafür, sie waren mein Erkennungszeichen.» Doch bereits zu Beginn der Jugend zeigten sich bei ihm erste Anzeichen von erblich bedingtem Haarausfall, der häufig in den Zwanzigern einsetzt. Der Verlust machte sich schleichend bemerkbar.

Zunächst habe er auf Fotos erkannt, wie die Dichte seiner Haare abnahm. Ein gründlicher Blick in den Spiegel habe dies bestätigt, mit 15 Jahren liessen sich die ersten Anzeichen des typischen Verlaufes eines erblich bedingten Haarausfalls feststellen: Geheimratsecken. Diese sollten in den kommenden Jahren zu einer Lichtung am Hinterkopf führen. In der Pubertät, in der er bereits etliche körperliche Veränderungen durchmachte, schlug der Verlust der Haare zusätzlich auf sein Selbstbewusstsein. «Ich bin ein sehr kreativer Mensch, meine Haare zeigten das. Als sie mir ausgefallen sind, hatte ich das Gefühl, mich selbst wieder neu kennenlernen zu müssen.»

Eine Glatze zur Probe

Von Haarausfall reden Ärzt*innen, wenn jemand täglich mehr als 100 Haare verliert. Dafür verantwortlich ist das männliche Sexualhormon Testosteron, dessen Produktion auch die Pubertät einleitet und etwa für das Wachstum der Körperbehaarung verantwortlich ist. Reagieren

die Haarwurzeln empfindlich auf manche der Hormone, etwa auf Dihydrotestosteron, fühlen sich die Haarfollikel angegriffen: Sie sterben ab, die Haare werden dünner und fallen aus. Der Ausgang des erblich bedingten Haarausfalls bleibt abzuwarten. Johannes «leide» nicht an Haarausfall, es sei nichts Unge-sundes und er sei nicht krank, hält er fest. Es sei kein Tabuthema für ihn. Man rede drüber, mache Witze oder höre Kommentare. «Was dabei aber unerwähnt bleibt, ist, was der Haarausfall für einen persönlich bedeutet.» Vor diesem Interview habe er nur wenig über die emotionalen Belastungen gesprochen, aus Angst, nicht verstanden zu werden.

Internetrecherchen halfen im Teenageralter oft nicht weiter, da das Internet damals nur begrenzt Erfahrungsberichte zu bieten hatte und er wandte sich stattdessen an seinen besten Freund. Der Haarverlust hielt mit 17 Jahren noch immer an, weshalb er ihn dermatologisch abklären liess. «Die Antwort, bereits Anfang 20 keine Haare mehr auf dem Kopf zu haben, war etwas schockierend», sagt er. Daraufhin habe er gewagt, sich seiner Zukunft zu stellen: An einem Frühlingstag entschied er gemeinsam mit seinem besten Freund, sich gegenseitig die Haare auf wenige Millimeter zu kürzen. Sein Freund aus praktischen Gründen und er, um zu sehen, wie er sich mit einer Glatze fühlen würde. Nach einer Stunde und einigen

kreativen Zwischenstopps war sein Kopfhaar weg und sie kurvten mit den Velos durch die Gegend.

«Ich weiss noch genau, wie sich der Wind auf der Kopfhaut angefühlt hat», erzählt er und fährt sich in Erinnerung daran über die Stop-peln. Gedanken darüber, wie das Resultat aussehen könne oder ob die Kopfform stimme, habe er sich keine gemacht. «Ich war sehr erleichtert, als ich in den Spiegel geschaut und mir gefallen habe.»

Hin zur Akzeptanz

Während zwei Jahren habe er Minoxidil benutzt. Jeden Morgen und Abend träufelte er das Produkt auf die Kopfhaut in der Hoffnung, damit den Haarwuchs anzuregen. Es muss jedoch täglich und lebenslang angewendet werden, um Wirkung zu zeigen. «Es war anstrengend. Ich habe mich ständig selbst dran erinnert, dass ich mit mir nicht zufrieden bin.» Eine nahestehende Verwandte, die mitbekommen habe, wie er mit seiner Situation haderte, riet ihm, sich zu entscheiden: Entweder, er ziehe es bis zum Ende durch, benutze das Mittel weiterhin und führe später eine Haartransplantation durch. Oder er rasiere sich das Haar ab und akzeptiere sich so, wie er ist. Er fühle sich ja nicht schlecht damit. Daraufhin setzte er das Mittel wieder ab. «Ich hatte das Gefühl, ich würde vor einem natürlichen Prozess davonrennen», erklärt er seinen Entscheid. Eine Trans-



Johannes trägt seine Glatze heute mit Stolz.

plantation habe nicht seiner Philosophie entsprochen. «Ich wollte mich nicht operieren lassen, bloss, um nicht aufzufallen.» Gerade trägt Johannes eine Glatze. «So zeige ich mich verletzlich, im jungen Alter ist sie ungewohnt», sagt er.

Heute akzeptiert er sich, so wie er ist: «Der eigene Umgang ist so viel wertvoller, als was andere davon halten.» Der 26-Jährige hat lange Zeit eine Mütze getragen, um sein schwindendes Haar zu kaschieren, auch während unseres Gesprächs liegt sie noch neben ihm. Doch heute schützt sie ihn nicht vor neugierigen Blicken, sondern seine kahle Kopfhaut vor einem Sonnenbrand.

Einmal Haare mit allem

Wenn die schwindende Frisur die Selbstwahrnehmung negativ beeinflusst, wählen manche eine Schönheitsoperation. Sebastian* liess sich in Istanbul die Haare transplantieren. Ein Einblick.

Mara Schneider

Sebastians* Kopfhaar wurde seit Mitte seiner Zwanziger zunehmend lichter. Trug er seine Mütze nicht, wurde er wieder mit seinem Selbstbild konfrontiert. «Besonders gestört hat es mich, wenn ich von anderen auf meine Haare angesprochen wurde», erzählt der 32-Jährige. Deshalb beschenkte er sich letzte Weihnachten mit ein paar Ferientagen und einer Haartransplantation in der Türkei, in der Hoffnung, seinen Selbstzweifeln ein endgültiges Ende zu setzen.

Er informierte sich über Instagram, schaute Videos und las die Kommentare darunter. Aus vereinzelt Suchanfragen entwickelte sich schliesslich ein Algorithmus, der Sebastian in seiner Idee weiter bestärken sollte. Er entschied sich für die türkische Klinik Elithair, die auch auf deutsch für Transplantationen wirbt und mit vergleichsweise bescheidenen Kosten und einem All-Inclusive-Angebot mit Unterkunft, Taxidienst in die Klinik und Klinikaufenthalt die

Kundschaft ins Land lockt. 2'900 Franken zahlte er für das Angebot. Gemeinsam mit neun weiteren Personen mit kahl geschorenen Köpfen wurde er vom Hotel in die Klinik gefahren. Manche unterhielten sich, andere wiederum, so wie Sebastian, hingen den eigenen Gedanken nach. In der 13-stöckigen Klinik waren sie bei weitem nicht die einzigen, denn dort würden täglich etwa 150 Haartransplantationen durchgeführt, schreibt Elithair auf ihrer Webseite. Der Takt war entsprechend vorgegeben: Die Kund*innen wurden sogleich in ihr Operationszimmer geschickt, um dort nach einer ausführlichen Besprechung behandelt zu werden. «Die Angst, dass das Ergebnis unnatürlich aussehen würde, war da», erzählt er. Wie etwa, dass der Haaransatz zu hoch oben scheint. «Doch der sollte beim Heben der Augenbrauen nicht mitkommen, wurde mir erklärt.» Da er selbst kein Türkisch sprach, stand ihm für die Besprechung ein Dolmet-

scher zur Seite. Einzig für die Unterzeichnung des Vertrages fehlte dieser. Was genau er unterschrieben habe, könne er nur erahnen, da der Text auf Türkisch verfasst war. Die Vorfreude, die langsam an die Stelle der Nervosität rückte, liess ihn diese Vorgehensweise jedoch nicht hinterfragen.

Unter Narkose wurde ihm die Kopfhaut betäubt. Als er wieder erwachte, hantierte bereits jemand an seinem Hinterkopf und entfernte Gewebe mit Haarwurzeln. Nach drei Stunden konnte er eine Kleinigkeit essen. Nur um wieder vier Stunden ruhig zu sitzen, während die rund 3'400 Spenderhaare vom Haaransatz ausgehend wieder eingepflanzt wurden. Zusätzlich wurde ihm zuvor isoliertes Blutplasma injiziert, das den Haarwuchs vorantreiben sollte. «Nach der Operation war ich unglaublich erschöpft», sagt er. «Aber auch zufrieden, weil ich mich freute, bald wieder Haare wachsen zu sehen.» Um die Schwellung in Schach zu halten und die

Kochsalzlösung, die den Heilungsprozess anregt, vor dem Herunterrinnen zu hindern, bekam er ein Stirnband. Am Flughafen konnte er sich gut unter die Menge mischen, habe aber dennoch die Blicke anderer gespürt. Die Zeit zuhause ist von Pflege und Verzicht geprägt. Per App gibt er zudem Updates an die zuständigen Ärzt*innen durch, die den Heilungsprozess aus der Ferne mitverfolgen. Doch in den ersten Wochen folgt erstmal eine Ernüchterung, wenn die extra eingepflanzten Haare wieder ausfallen. «Shock-Loss» heisst es, wenn der Körper die Haare erstmal abstösst. Dieser gehört in den meisten Fällen zum Heilungsprozess dazu. Drei bis vier Monate nach dem Eingriff beginnen die Haare wieder zu wachsen. «Ich würde sie wieder machen», sagt Sebastian. Muss er auch, denn während der Transplantation konnte nur die Hälfte bearbeitet werden.

*Name von der Redaktion geändert.

Auf dem Kopf die Rebellion

Unverhofft wird die Friseurin Sofi Mykhailenko mit ihren unkonventionellen Haarschnitten bekannt. Ihr Stil polarisiert und hinterfragt, wie unsere Haare auszusehen haben.

Liv Robert (Text) und Mara Schneider (Foto)

Spangen klammern ihre rötlich gefärbten Haare aus dem Gesicht. Zwei lange, in Spiralen gewickelte Strähnen fallen über ihre Schultern. Echt sind sie nicht: «Die sind da hinten an den Dutts festgemacht», sagt Sofi Mykhailenko lachend und deutet auf ihren Hinterkopf. Früher seien ihre Haare das Spielfeld ihrer Experimente gewesen, doch heute drückt sich die 22-jährige Friseurin lieber durch ihre Kleidung und ihren Schmuck aus. «Mittlerweile mag ich solche langweiligeren Frisuren. Sie sollen mit meinem Look harmonieren.» Steht sie jedoch hinter dem Friseurstuhl, werden Haare wieder zum Medium ihrer Kreativität. Sie sind ihre Leinwand, die Schere ihr Pinsel.

Haarkunst muss nicht politisch sein

Zum Jahresbeginn gab die Vogue bekannt: Bobs sind in, Mullets wieder out. Seitenscheitel nur bei hochgebundenen Haaren, Dakota Johnsons Pony und stets sanfte Stufen für 2026. Doch neben Trends, die die breite Masse ansprechen sollen, fliessen auch noch andere, leisere Strömungen: «Hime Cuts», «Raccoonstripes», umgekehrte «VoKuHiLas», halbrasierte Köpfe und bunte Farben würden viele in die Kategorie des Unkonventionellen stecken. Ungezähmt und androgyn ziehen sie Blicke auf sich, provozieren und rebellieren gegen Gender- und Schönheitsideale.

Sofi ist die Ansprechperson für Normbrecher*innen dieser Art. Seit fünf Jahren frisiert sie die kreativen Köpfe Zürichs und hat sich in den sozialen Medien als «Vividloohair» einen Namen gemacht. Mit ihren Reels und Tiktoks zieht sie die Generation Z in den Salon Room of Design an der Forchstrasse in Zürich. Dass ihre Videos so grossen Anklang finden, überrascht sie bis heute: «Ich weiss gar nicht, wie das alles passiert ist. Eigentlich wollte ich bloss neue Leute ansprechen, die Interesse an alternativen Frisuren haben. Nun habe ich mir dadurch fast meine ganze Kundschaft aufgebaut.» Während viele talentierte Kunstschaffende auf den Plattformen erfolglos bleiben, gingen einige von Sofis Videos unverhofft viral.

Einen Grund für die bis zu acht Millionen Aufrufe könnte es jedoch geben: Ihre Frisuren polarisieren. «Was soll denn das sein?» oder «Was macht die Friseurin beruflich?», ist es neben Lob in der Kommentarspalte auf Tiktok zu lesen. «Ich versuche, solche Aussagen nicht an mich heranzulassen, auch wenn sie mich anfangs schon getroffen haben», sagt Sofi. «Gewisse Leute verstehen den Stil halt nicht. Am Ende pusht es meinen Algorithmus» – und

macht so auch das richtige Publikum auf sie aufmerksam. Dazu kommen empörte Reaktionen auf ihre Preise. Zum Färben und Schneiden kann man (oder eher frau) bis zu 300 Franken liegen lassen. Als Angestellte hat Sofi jedoch keinen Einfluss auf diese Zahlen.

Die einzigen Kommentare, die sie etwas traurig machen, sind jene, die ihre Frisuren zum Objekt politischer Ausrichtungen machen. «Friseurin der linksgrün Versifften?», schreibt ein User zu einem bunten Schnitt. Sie stellt klar: «Ich weiss, Stereotypen kommen nicht aus dem Nichts. Viele meiner Kund*innen sind links, und wenn sie dies durch ihre Haare unterstreichen möchten, dürfen sie das. Aber es ist nicht die Absicht meiner Frisuren.» Ihre Haarschnitte und Färbungen sollen Persönlichkeiten akzentuieren, ihren Träger*innen Selbstbewusstsein schenken und ein Ventil für Kreativität bieten. «Es sind meine Kunstwerke. Sie dürfen auch einfach cool sein, ohne zwingend eine politische Nachricht zu enthalten», sagt Sofi. Als wirklich politisch empfindet sie Haarschnitte der Punkszene. Solche schneidet sie seltener. «Mohawks» oder «Liberty Spikes» dienten besonders in den 80er-Jahren dem Ausdruck starker Ablehnung von konservativen und autoritären Werten. Heute erkennt sie im Wiederaufstieg des «Pixies» eine rebellische Funktion. Die Kurzhaarfrisur konfrontiert Gendernormen und repräsentiert für viele ihrer Kundinnen Selbstbestimmtheit und manchmal auch einen Neuanfang. «Du weisst gar nicht, wie viele Pixies ich dieses Jahr schon geschnitten habe», sagt Sofi lachend. «Das ist mittlerweile meine Spezialität.»

Was heisst schon alternativ?

Ihre Inspiration kommt hauptsächlich aus der japanischen Haarszene. Mit Farben und kreativen Schnitten bildet sie für Sofi einen Kontrast zu europäischen Schönheitsidealen, der sie fasziniert. Besonders während ihrer Friseurlehre, die sie sehr spontan nach einer abgebrochenen Bäcker Ausbildung und einer verpassten Anmeldefrist für ein Kunststudium begann, experimentierte sie im Room of Design an Freund*innen. «Ich wollte nie jemand sein, der nur Trendfrisuren schneidet, sondern möchte meine eigenen Ideen umsetzen und individuell auf Kund*innen eingehen.» Doch auch in der alternativen Haarwelt ist das nicht mehr so einfach. «Viele kommen schon mit einem Pinterestboard und möchten selten von der Grundidee abweichen», sagt sie. Dies widerspricht jedoch auch der Philosophie des Salons, der für seine individuellen Haarschnit-

te bekannt ist. Betritt man den altmodisch eingerichteten Laden, darf man auf einem Sofa Platz nehmen und erhält ein Getränk. In dieser Zeit «lese» die oder der zugeeilte Friseur*in unvoreingenommen die wartende Kundschaft. Was trägt sie für Kleidung und Schmuck? Was vermitteln ihre Haltung und Bewegungen? Aus den Beobachtungen werden dann drei an die Person angepasste Frisuren erstellt und ihr vorgeschlagen. Mit Sofis Kundschaft, die bereits mit konkreten Wünschen auf der Couch sitzt, ist diese Strategie schwieriger vereinbar. Trotzdem versucht sie, individuelle Gesichts- und Charakterzüge nicht ausser Acht zu lassen und gewünschte Frisuren nicht blindlings auf ihre Träger*innen zu setzen.

So entstehen auch Haarschnitte, die Sofi gar nicht unbedingt als alternativ beschreiben würde. Oft seien es ihre Kund*innen, die durch ihren Stil das Unkonventionelle beitragen, wobei die Haare ihre Individualität bloss unterstreichen. «Am Ende arbeite ich mit Menschen, nicht mit Haaren», sagt Sofi. «Manchmal kann ich in Echtzeit sehen, wie sich Gesichter verändern und Selbstbewusstsein wächst. Das ist das Schönste.» Doch auch Enttäuschungen gehören dazu. «Es gibt ehrliche Fehler beim Schneiden und Färben, und es gibt Misskommunikation. Beides passiert. Aber wenn es passiert, bricht es mir das Herz. Haare sind sehr identitätsstiftend und ich trage viel Verantwortung.»

Dass Sofi aber auch vieles richtig macht, zeigen die Türen, die sich ihr öffnen. Durch die sozialen Medien wurde sie mittlerweile für Filme, Modeshows, Musikvideos und Fotoshootings gebucht und konnte dafür schon nach London und Amsterdam reisen. Sie steht am Anfang einer Karriere, bei deren steilen Aufstieg es nicht verwunderlich wäre, würde die Vogue nächstes Jahr schreiben: Lasst euch von Sofi Mykhailenko die Haare schneiden.



Sofi Mykhailenko lässt den Zürcher*innen die Haare zu Berge stehen.

Fotos: Sofi Mykhailenko



Wo Haare ihre Schatten werfen

Ob Perücken, Bärte oder Extensions: Die Haarindustrie beliefert Konsument*innen weltweit. Eine steigende Nachfrage bedeutet aber grösseren Druck auf intransparente und ausbeuterische Lieferketten.

Mantra Kumar (Text und Illustration)

Das Haargeschäft in der Schweiz boomt. Letztes Jahr wurden über 240 Tonnen fertige Haarprodukte wie Perücken, Bärte und Ähnliches importiert. Das ist ein Anstieg von fast 50% gegenüber 2020. Auch flossen rund 20 Tonnen bearbeitetes und 20 Kilo unbearbeitetes Menschenhaar in die Schweiz; Zahlen, die in den letzten fünf Jahren stetig abgenommen haben.

Ein Blick auf die Herkunft der Güter verrät, dass sowohl das rohe als auch verarbeitete Haar vorwiegend aus Indien und China stammt; auch Österreich und Deutschland sind beim Handel des verarbeiteten Haar dabei. Bei Perücken wird die Lieferkette aber schwammig; oft werden sie aus verschiedenen Ländern in Westafrika und Südostasien hierher gebracht, wodurch die gesamte Produktion ausserhalb der Schweiz stattfindet. Besonders das indische Haar gilt als begehrt, da sich die Struktur besonders für europäische Köpfe eignet. Das indische Rohhaar hat typischerweise zwei Herkünfte: Spenden aus hinduistischen Tempeln und informelles Sammeln.

«Tonsurrituale sind eine zentrale Rohstoffquelle für den globalen Echthaarmarkt», erklärt Stecy Kalumba, die sich im Rahmen einer Seminararbeit mit den Lieferketten der Haarextensionsindustrie befasst hat. Im Anschluss an solche Rituale verkaufe der Tempel das Haar in einem Auktions- oder Lizenzsystem an Zwischenhändler*innen. Der Erlös soll eigentlich gemeinschaftlichen Zwecken zu Gute kommen. Was aber zwischen Verkauf und Spende passiert, ist oft unklar. Kalumba schreibt: «Viele Spender*innen wissen weder, dass ihr Haar verkauft wird, noch welchen Wert es hat, während entlang der Kette hohe Gewinne erzielt werden. Zudem fördern Zwischenhändler*innen und Unternehmen gezielt Intransparenz, was Ungleichheiten verstärkt.» Zusätzlich handelt

es sich im Haargeschäft auch um die Kommodifikation eines Gutes, welches nicht für Gewinne gedacht war. «Das gespendete Tempelhaar wird von einer religiösen Gabe zu einer gefragten Handelsware», meint Kalumba. Das Angebot aus Tempeln reicht jedoch nicht aus, um die grosse globale Nachfrage nach indischem Haar zu decken. Es muss also auf eine zweite Quelle zurückgegriffen werden: Eine Produktion, die sich insbesondere auf Frauen aus marginalisierten Gemeinschaften stützt, die im Tageslohn Haare aus dem Kehrrecht einsammeln und Exportierenden bringen.

Sammlerinnen mit leeren Händen Diese Exportbusinesses binden die Sammlerinnen dabei mit fragwürdigen Taktiken an sich. Bei einer Haarlieferung bekommen sie nur die Hälfte des ohnehin kargen Lohns. Den Rest erhalten sie erst, wenn sie den Exportierenden eine neue Lieferung bringen. Um ausbeuterischen Preisen entgegenzuwirken, hat der indische Staat letztem Februar den Mindestkilopreis des Rohhaars auf 65 Dollar hochgesetzt. Dennoch sehen die Sammlerinnen praktisch nichts vom Mehrwert, den man weiter vorne in der Lieferkette generiert.

Statistiken des Schweizer Aussenhandels zeigen die Steigerung entlang der Produktionskette: 2021 betrug der Importwert an Rohhaar 390'000 Franken pro Tonne. Gleichzeitig erzielte eine Tonne verarbeitetes Haar im Export über 841'000 Franken. Noch deutlicher ist die Aufwertung beim Import von verarbeitetem Haar aus Österreich und teilweise Indien und China: Während eine importierte Tonne weniger als 65'000 Franken kostete, wurden die Fertigprodukte wie Perücken und Bärte für über 433'000 Franken pro Tonne verkauft. Diese Preissteigerung ist auch für andere Güter aus Ländern des globalen Südens typisch. Dr. Atiya Hussain, Forscherin

für postkoloniale Wirtschaftsstrukturen an der Uni Zürich, hat sich im Artikel «Dharavi: In Search of Due Credit» mit der Produktion von Leder in der Slum-Siedlung Dharavi in Mumbai befasst.

Auch dort handle es sich um eine informelle Herstellungskette, die direkt an den Export gekoppelt ist. 2005 soll der Export an Ledergüter aus Dharavi zwischen 30 und 85 Millionen Dollar betragen haben; «Der Gewinn» hingegen, sagt Produzent Roshan Kalim im Gespräch mit Dr. Hussain, «ist von etwa 8'000 Rupien auf 1'500 Rupien pro Monat gesunken.» Eine solche Dynamik mit einer informellen Produktion erschwert die Anreicherung von Kapital in diesen exportierenden Ländern. Was die Herkunft von Echthaarprodukten angeht, bleiben hiesige Konsument*innen oft im Dunkeln. Immerhin: Einige Zürcher Firmen bemühen sich um einen transparenteren Verkauf. Auf Anfrage der ZS erläutert etwa das Geschäft Extensionpoint, sie würden nur Haare slawischer Herkunft beziehen, da diese am gefragtesten und geeignetsten für eine europäische Kundschaft sei. «Wir sind auch schon mal vor Ort vorbeigegangen und sahen uns die Herstellung an», so das Geschäft. Allerdings ist es nicht klar, woher das Rohhaar kommt; dieses hat eine separate Lieferkette.

Schweiz darin verwickelt

Einen anderen Ansatz verfolgt ein weitere Zürcher Firma: «Wir setzen auf eine Eigenproduktion in Kambodscha.» Dabei würde das Team zweibis dreimal im Jahr die Herstellung besichtigen und die Qualität prüfen. «Vor längerer Zeit haben wir auch



mit Zweithändler*innen gearbeitet; da die Haarmenge immer kleiner und unverlässlicher wurde, haben wir auf die Eigenproduktion gewechselt», hiess es im Gespräch mit der ZS. Es ist aber unklar, wie verbreitet dieses Modell innerhalb der Industrie ist. Auch Kalumba meint: «Für Konsument*innen ist die Herkunft meist kaum sichtbar, da Informationen entlang der Lieferkette verloren gehen. Unternehmen kommunizieren nur mit begrenzter Transparenz, was den Bezug zur ursprünglichen Herkunft stark erschwert.»

Beispielsweise wollte sich der Coiffeur Hickenbick, der laut eigenen Angaben die schweizweit grösste Auswahl an Extensions hat, auf Anfrage der ZS nicht zu ihrer Lieferkette äussern. Die Geschichte hinter importierten Haaren ist für Schweizer Konsumierende also nur schwer rekonstruierbar. Doch der Blick auf die Lieferketten zeigt: Die Produktion und der Handel von menschlichem Haar bauen auf problematischen wirtschaftlichen Strukturen. Die Frage ist daher nicht nur, wie wichtig Haare für unser Erscheinungsbild sind, sondern auch, welchen Preis andere dafür zahlen.

Impressum

ZS Zürcher Studierendenzzeitung

Ausgabe 2/2026, 104. Jahrgang
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich und anderen Schweizer Hochschulen verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Verlag: Medienverein ZS,
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung: Lea Schubarth
lea.schubarth@zsonline.ch

Auflage: 26'458 (WEMF 2026),
26'700 (Druckauflage)
Druck
merkur druck ag
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Redaktion
Gena Astner [gen], Debora Baumann [deb],
Andri Gigerl, Marc Grüter [mag], Jonas Jost,
Mantra Kumar [man]

Bildredaktion: Mara Schneider
Redaktionsleitung: Giorgio Dridi,
Liv Robert und Mara Schneider
Adresse: Redaktion ZS, Rämistrasse 62,
8001 Zürich
E-Mail: redaktion@zsonline.ch
Cover und Aufschlag: Mara Schneider

Mitarbeit

Texte: Jonas Albrecht, Anahí Frank,
Rahel Gamma, Laura Kälin, Florin Kohler,
Lea Schubarth, Héléne Silva,
Leon Spillmann, Sophia Strolz

Bilder und Illustrationen: Jonas Albrecht,
Jonas Jost, Noah Liechti, Mara Schneider,
Sophia Strolz

Piktogramme: Marin Stojanovic

Korrektorat

Marco Neuhaus
Gestaltungskonzept
Abhash Mittal
Laufschrift: Gaisyr (Dinamo)

Website: www.zsonline.ch

Instagram: @zuercherstudierendenzzeitung

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47, 5600 Lenzburg
www.2047.agency · 076 441 08 00
timothy.walder@zsonline.ch
Inserateschluss 3/26: 10.04.2026

Produktionssong #2/26

Hair – MacDermot



Senf der Redaktion



Kumar / Eau chaude

Heiss! – Es gibt nichts Leckereres als eine Entropieänderung am Morgen. Kaum sind die Wassermoleküle in der Leitung aus ihrem nächtlichen Schlummer erwacht, bringe ich sie wieder ordentlich auf Trab. Kurz dampfen und brodeln sie, und schon ist die thermodynamische Tortur vorbei. Wenn ich sie dann in meinen abgenutzten Thermos fließen sehe, überkommt mich der Glaube, dass es ein guter Tag wird. Eine Erwärmung von innen; egal, ob Sonnen-, Regen- oder Schneewetter.

Heisses Wasser jeden Morgen trinken, geht auf die Stromrechnung



Gigerl / Glutamat

Umami-Zauber – Es soll ungesund, gefährlich oder einfach ein Bschiss sein. Aus den M-Classic-Chips wurde es verbannt und sogar Aromat hat eine Variante «ohne». Dabei zeigt eine gute Recherche (oder eine Folge «maiLab» auf YouTube): der schlechte Ruf ist ein Phantom, ein Überbleibsel anti-asiatischen Rassismus. Der verpönte Zusatzstoff ist in Wahrheit so «gefährlich» wie normales Kochsalz. Wer sich immer schon mehr Umami im Spinat oder an den Vegi-Nuggets gewünscht hat, dem sei empfohlen: Nicht in der Kürze, sondern in der Würze, liegt die Würze.

Glutamat 500g, 4.50 im Asia Market



Schneider / Zeitungen richtig lesen

Durchblick – Manchmal landet die Lokalzeitung ungeöffnet im Altpapier. Um an Wäsche zu sparen, hole ich sie jedoch wieder hervor. Ich mache sie auf, nehme die einzelnen Blätter auseinander, blättere sie kurz durch und stelle fest, dass das, was um die Ecke passiert, doch ganz spannend sein kann. Seitdem lese ich zuerst den Artikel, bevor ich ihn zusammenknülle und damit die Scheibe poliere.

Mit alten Zeitungen Scheiben putzen und Neues erfahren



Jost / Weniger ist mehr

Rätseln – Was gibt es Besseres, als an einem sonnigen Nachmittag an nichts ausser Zahlen von eins bis neun zu denken. Trotz diesen Glücksgefühlen hatte ich das Sudoku seit meiner späten Kindheit nicht mehr auf dem Schirm. Dies änderte sich kürzlich, als mir auf einem unbekanntem WG-Klo ein Heftchen der Kategorie extra-schwierig entgegen baumelte. Mein klägliches Scheitern brachte mich dazu, tiefer in die Welt des Sudokus einzutauchen. Gerade versuche ich die Schwertfisch-Strategie zu lernen und weiss nun, dass die Zahlen eins bis neun einiges mit sich bringen.

Sudoku-Heft «extra-schwierig» am Kiosk deiner Wahl



Dridi / I'm in love with the coco

Überrissen! – Trau dich, auch wenn die Mensa-Kassierer*in dich schräg anschaut, traue dich! Noch einen Gutsch mehr, nur noch einen! Wenn am Schluss keine runde Pulverspur auf der Ablagefläche bleibt, warst du zu demütig. Ich empfehle ungezügelt Hedonismus beim Kaffee-Kakao-Plausch. Der Schaum muss braun sein. Ein letzter Tipp: Schräg bestäubt es sich effizienter als senkrecht.

Cappuccino-2:10 / Kakao-gratis



Robert / Dopamindosis

Retrieved – Wenn ich donnerstags nicht zu viel zu tun habe, begleite ich meine Mutter auf ihrem Spaziergang mit Sammy, einem goldenen Engel, der ihr in die Hände fiel. Naja, ein bisschen musste sie dem Schicksal unter die Arme greifen: Auf der Plattform Lies.chl können Hundeliebhaber*innen, die keine Zeit oder Lust auf einen eigenen Vierbeiner haben, ihren lokalen Match finden und zur Sitter*in werden. Wer also genug von Dating(apps) hat, findet vielleicht hier die wahre Liebe.

Mit Lies.ch fürs Spass haben bezahlt werden



Baumann / Eine Gratwanderung

Salzig – Nur einige Körnchen Salz mehr und alles kippt. Was eben noch Geschmack war, wird plötzlich zu viel. Ein Zuviel von dem, was eigentlich gut schmeckt. Die Grenze zwischen gesalzen und versalzen ist ja auch schmal, fast unsichtbar. Nicht weiter schlimm, das passiert. Einfach eine Kartoffel dazugeben – die saugt das Zuviel auf.

Herdöpfel, 50 Rappen



Grüter / Playlists ade

Weltenbummler – «Machst du Musig ah?» Vier Wörtchen, die einen innert Sekunden gestresst auf dem eigenen Endgerät die Mediathek seines Streaming-Anbieters des Vertrauens durchforsten lassen. Nicht schon wieder möchte man den Mitbewohner*innen mit den immergleichen Cumbia-Takten in den Ohren liegen. Abzulehnen ist zwar möglich, doch es gibt weitaus elegantere Wege, um Verantwortung abzugeben. Den Erdball unter dem Finger drehend, kann innert Sekunden zwischen nigerianischen Afro-Beats und Sendern in Kiribati hin und her gewechselt werden.

«Radio-Garden», im Netz, gratis



Astner / «Häsch en Stutz?»

Tragikomödie – Wir kennen sie alle. Jene, die sich auf der nie endenden Suche nach dem nächsten Hit, dem nächsten Rausch befinden. Von Bar zu Bar klappern sie Mensch um Mensch ab, um etwas Kleingeld zusammenzukratzen. In «Sonja - ein Junkieleben» verkörpert Joel Basman ein solches Kreis-4-Urgestein. Im Monolog führt Basman durch die extremen Höhen und Tiefen eines gezeichneten Alltags, entlockt uns Tränen und herzhaftes Gelächter. Eine wahrlich exzellente Aufführung, für die es sich lohnt, mal etwas tiefer in die Tasche zu greifen.

41.20 CHF für Studis/Kulturlegibesitzer*innen, bis Ende Mai





Bis ans Limit beluden wir den Peugeot 306, der schon bessere Tage erlebt hatte. Den Kofferraum reserviert für Bälle, wir Freund*innen des Ballsports eng aneinander gekuschelt wie Sardinen, Taschen und Zelte auf dem Schoss. Die sechsstündige Fahrt verging wie der Blitz, denn Gelächter und französischer Rap schallte aus den Scheiben hinaus bis in die Weiten des französischen Zentralmassivs. Die Vorfreude auf ein Fussballturnier «für Alle» erfüllte uns. Und tatsächlich, es sollte ein Wochenende werden, an dem alle Grenzen überwunden wurden. Für einen Moment spielte Klasse, Geschlecht, Sexualität und Herkunft keine Rolle mehr. Seite an Seite wurden die Bälle gekickt und später die Tanzbeine geschwungen, ganz egal, wer die Spiele gewann oder verlor.

Job Fair 2026

Suchen Sie ein Anwaltspraktikum oder eine neue berufliche Herausforderung? Dann ist die Job Fair des Zürcher Anwaltsverbands genau das Richtige für Sie!

In kurzen, persönlichen Gesprächen treffen angehende, sowie auch ausgebildete Juristinnen und Juristen auf Kanzleien, die aktiv nach neuen Talenten suchen. Gespräche finden nur bei gegenseitigem Interesse statt – effizient, zielgerichtet und unverbindlich.

So entstehen an einem einzigen Tag zahlreiche Kontakte und konkrete Chancen für den nächsten Karriereschritt.

Job Fair 2026

1 Tag
35 Kanzleien
350 Interviews

Datum/Ort

Freitag, 22. Mai 2026, 9.00–17.30 Uhr
Lake Side, Bellerivestrasse 170, 8008 Zürich

Anmeldung

Bis 30. April 2026 über → www.jobfairzav.ch

Kostenlos

Für die Bewerber und Bewerberinnen ist die Teilnahme kostenlos.



VOLL FRAU
LITERATUR &
TANZPERFORMANCE

von Barbara Klimo

29. März 26
Sonntag
18:00 Uhr

Tickets direkt bei:




**Kantonspolizei
Zürich**

MEIN TEAMGEIST
ZÄHLT AUCH BEI DER KANTONSPOLIZEI ZÜRICH.

 → ZH.CH/KAPOJOBS

Gustav redet Blödsinn

Nach fremdenfeindlichen Äusserungen auf Tiktok beendete die Migros die Kooperation mit «Joung Gustav». Inwiefern sich der Influencer rechtsextremen Narrativen bedient, zeigt unser Autor auf.

Leon Spillmann (Text) und Mara Schneider (Illustration)

«Vor ein paar Jahren hätte ich als uninformativer Wähler vermutlich «Ja» gestimmt», sagt «Joung Gustav» in einem Video vom November 2025. Dabei bezieht sich der Tiktokler auf eine Abstimmung über eine Asylunterkunft in seiner Gemeinde. Gustav, der bekannt wurde durch «Stadi-Szene»-Videos und öffentliche A-Capella-Auftritte, veröffentlicht auf seinem Zweitkanal «gustavredet» seit einiger Zeit «ernsthafte», «politische» Inhalte – und kommt dort zur vermeintlichen Erleuchtung: «Ich glaube, ich werde nie wieder für ein Asylprojekt stimmen.»

Dass die SVP, die «Junge Tat» oder «Mass-Voll!» Hetze gegen Migrant*innen und Geflüchtete betreiben, ist man sich mittlerweile gewöhnt. Hingegen ist es doch recht ungewöhnlich, wenn sich ein Influencer, der vor einigen Monaten noch belanglose Unterhaltungsvideos produzierte, heute fremdenfeindlicher Rhetorik bedient. Einige Monate später beendete darum die Migros ihre Zusammenarbeit mit Gustav, dieser sah sich gecancelt und die NZZ sowie der Tages-Anzeiger berichteten darüber.

Versteckte Verschwörungserzählungen

In seinem Asyl-Video thematisiert Gustav drei «problematische» Aspekte der schweizerischen Asylpolitik. Das erste Problem macht er in den jährlichen Kosten des Asylwesens auf Bundesebene fest, die so hoch seien, dass der «Schweizer» von Geflüchteten ein «bilderbuchhaftes» Verhalten erwarten dürfe. Dabei beruft er sich auf Zahlen aus einem Postulat der SVP, die jedoch nicht aus einer offiziellen Statistik stammen. Schenkt man diesen Zahlen aus dem Jahr 2024 trotzdem Glauben, machen sie gerade einmal 4,35 Prozent des Bundeshaushalts aus. Inwiefern ein Grundrecht mustergültiges Benehmen verlangen kann, ist jedoch unklar. Das Recht auf Asyl schützt Menschen vor politischer Verfolgung – unabhängig davon, ob sie den Erwartungen des Aufnahmelandes entsprechen. Grundsätzlich unterstehen Geflüchtete, ausser in wenigen Fällen, auch demselben Strafrecht wie Schweizer*innen.

Ein weiteres Problem bestehe darin, dass Asylbewohner überproportional viele Straftaten begehen. Ohne weiter zu kontextualisieren, legt Gustav damit die Herkunft der Geflüchteten als Ursache für die Kriminalitätsrate nahe. Einen solchen Kausalmechanismus zu behaupten, ist jedoch allein deshalb problematisch, weil Racial Profiling die Statistik verzerrt. Überdies begünstigen vielmehr sozioökonomische Faktoren wie Alter, Armut, Bildung und Geschlecht die Straffälligkeit. Eben jene kriminalitätsrelevanten Prädiktoren, die geflüchtete Menschen vermehrt aufweisen: Sie sind häufiger arm, weisen geringere Bildung auf, sind männlich und jung.

Wenn die Geburtenrate so tief bleibe, die Bevölkerung durch Migration aber konstant gehalten werde, würden «Schweizer» aussterben, fürchtet Gustav schliesslich. Während er bis vor Kurzem noch von Asylbewohner*innen sprach, bezieht er sich inzwischen verallgemeinernd auf Migrant*innen. Dass diese Begriffe nicht dasselbe bedeuten, sein Narrativ folglich noch diffuser wird, scheint für ihn unerheblich. Von weitaus grösserer Bedeutung ist allerdings, dass Gustavs Aussagen hier Affinitäten zu rechtsextremisti-

schen Verschwörungphantasien aufweisen. Dies stellt auch Natascha Strobl, Politikwissenschaftlerin und Expertin für Rechtsextremismus, fest: «Die Verschwörungserzählung vom «Grossen Austausch» fusst auf der Annahme, dass die «einheimische» Bevölkerung Europas gegen vorwiegend muslimische Migrant*innen ausgetauscht werden soll. «Joung Gustav» fabuliert ebenfalls davon, dass die Schweizer bald eine Minderheit im eigenen Land sein würden.» Indem der Tiktokler Dog Whistling betreibt, vermeidet er es, diese Verschwörungserzählung explizit zu erwähnen. Bei Dog Whistling handelt es sich um eine Form der kodierten Sprache, die es erlaubt, für ein breites Publikum harmlos zu wirken, von der eigenen Anhänger*innen-



schaft, in diesem Fall der extremen Rechten, aber verstanden zu werden. Dies werde unter anderem dadurch ersichtlich, dass Gustav das Thema Asyl mit den Bereichen Kriminalität auf der einen und Geburtenrate auf der anderen Seite verknüpft. Strobl ergänzt: «Gerade das Thema der Geburtenrate ist eines, wenn nicht das dominierende Thema der extremen Rechten der letzten Jahre.»

Überhaupt findet sich das Fremdenfeindliche im Impliziten. Während Gustav bei der Geburtenrate nur andeutungsweise auf den Bevölkerungsaustausch zu sprechen kommt, erwähnt er die erwünschten Konsequenzen seiner scheinbaren Feststellungen nicht. Was aber folgt aus seiner diffusen Stimmungsmache? Für Marc Spescha, Rechtsanwalt und emeritierter Professor für Migrationsrecht, ist Gustavs implizite Forderung eindeutig: Er möchte die Grenzen dicht machen und keine Asylsuchenden mehr reinlassen. Dieser Verdacht wird durch seine Sympathie für die «Junge Tat» nur noch erhärtet.

Wie die Republik berichtet, sagte Gustav über die rechtsextreme Organisation in einem Livestream auf Tiktok, sie kämpfe fürs Land und stehe für Remigration von illegalen Migrant*innen ein. Der Influencer ahmt somit den Gestus der extremen Rechten nach. Sein Wunsch nach Grenzschiessung blende allerdings aus, dass damit die elementare völkerrechtliche Pflicht verletzt würde, Asylgesuche

zu ermöglichen und ein entsprechendes Gesuch auch individuell zu prüfen, sagt Spescha. Zu beachten sei überdies, dass die Zahl Asylsuchender im Promillebereich der Gesamtbevölkerung liegt und gemessen an der ständigen ausländischen Wohnbevölkerung nur rund zwei Prozent Asylsuchende sind. Trotz dieser bescheidenen quantitativen Bedeutung beschwört die SVP anhaltend ein «Asylchaos» und bauscht die Asylmigration zu einer gesellschaftlichen Grossbedrohung auf. Indem Migration und Asyl auch regelmässig in eine Kriminalitätsdebatte münden, gehen die Proportionen völlig verloren: «98,8 Prozent der Ausländer*innen und 95,7 Prozent der Asylbevölkerung werden in der Schweiz keiner Straftat beschuldigt», betont Spescha.

NZZ verharmlost rechtsextreme Aussagen

Nach diesen fremdenfeindlichen und verschwörungsauffinen Exzessen, deren Forderungen nicht nur absurd, sondern auch völkerrechtswidrig wären, veröffentlichte Gustav dann ein weiteres Video. In diesem behauptet er, dass man als Influencer in der Schweiz entweder links sein müsse oder ruhig. Seiner Kritik pflichtete die NZZ im Artikel «Lustig ist nur wer links ist?» bei: «Mit der Volkspartei zu argumentieren, scheint in der Geschäftswelt dagegen schon inakzeptabel zu sein.» Ausserdem wirke es übertrieben, bei Gustavs Aussagen von Anknüpfungen an die rassistisch-nationalistische Theorie des Bevölkerungsaustausches zu sprechen. Insofern wird deutlich, dass die NZZ das Problem bei der «intoleranten Linken» sieht, die Gustavs kritische Äusserungen nicht ertragen würde.

Natascha Strobl überrascht die Verharmlosung von Gustavs Ausschweifungen durch das bürgerliche Medium wenig: «Für die NZZ ist diese Einordnung wenig verwunderlich, ihre Blattlinie ist in den letzten Jahren konsequent nach rechts gerückt.» Zu der These einer links-dominierten Geschäftswelt sagt Strobl, dass der Rahmen des Sagbaren in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren immer weiter nach rechts ausgeweitet wurde. Viele Konzerne, die sich jahrelang ein liberales und progressives Image gegeben hätten, seien in Rekordgeschwindigkeit umgeschwenkt, wie etwa auch Meta/Facebook oder Google. Sie unterstreicht: «Die NZZ bedient ein Publikum, das diesen Weg ebenfalls gegangen ist. Wir haben es mit einer Form des verrotten Bürgertums zu tun.»

In ihrer Berichterstattung erkennt die NZZ jedoch keine Problematik. So schreibt diese auf Anfrage der ZS, dass es Ziel des Artikels war, die öffentliche Debatte rund um Gustav kritisch einzuordnen. Inwiefern es sich hierbei um eine differenzierte Auseinandersetzung handelt, gilt es zu hinterfragen. Viel eher scheint die Causa «Joung Gustav» ein Beispiel dafür zu sein, wie von Rechtsausen xenophob getrötet wird, ein bürgerliches Leitmedium diesen Lärm aufnimmt, normalisiert und das Problem zuletzt den Linken in die Schuhe schiebt.

Mit Unterstützung seiner Freund*innen bei der NZZ und der Schweizerischen Volkspartei schliesst sich Gustav einer langen politischen Tradition an, die weit vor der Ära Schwarzenbach einsetzte: Fremdenfeindlichkeit, das gehört eben zum schweizerischen Bewusstsein.

Hier haust ein Geist seiner Zeit

Wer sich getraut, einen Blick hinter die Fassade zu werfen, findet am Stüssihof ein Glas Rotwein und ein Stück Revolte dazu. Doch was bleibt von der sexuellen Befreiung noch übrig?

Sophia Strolz (Text und Foto)

Grau und unscheinbar ist das Haus in der Ecke der Stüssihofs im Zürcher Niederdorf. Einzig ein Wegweiser mit dem geschwungenen Schriftzug weist darauf hin, hier ist «Edi's Weinstube» zu finden. Sobald man die Tür öffnet, versteht man jedoch schnell, dass die schüchterne Fassade lediglich ein Vorspiel zu dem ist, was einen im Innern erwartet. Die Nachmittagssonne dringt spärlich in den kleinen, aber nicht einengenden Raum, der eher an einen Partykeller erinnert als an eine ruhige Stube. Dieser Weinkeller ist alles andere als kahl und trocken.

Erotik ist Kunst

In allen erdenklichen Positionen begrüßen einen spärlich bekleidete Menschen auf kunterbunten Postern. Männer und Frauen schauen einem beim Gläsern Rotwein oder einer alkoholfreien Alternative zu, während sie einander berühren und lieblosen. Viele der zur Schau gestellten Figuren tragen nicht viel mehr als einen zum O-Laut geformten Schmolmund, ihre Nippel werden von machtergreifenden Händen nur halb verdeckt. Man wartet schon darauf, dass sich ihre Augen, gespielt sinnlich geschlossen, plötzlich öffnen und einen unverfroren anblicken, dass sie den Akt unterbrechen und sich ihre Glieder entspannen.

Trotz (oder genau wegen?) dieser Projektion hat Edi's Weinstube einen skurrilen Charme, der sich nicht ganz in Worte fassen lässt. In dieser Bar herrscht eine heimelige Stimmung, die man aufgrund ihres weniger familiären Dekorums wohl nicht erwarten würde. Inmitten des

Niederdorfs, dem traditionellen Symbol der Stadt Zürich, ist heute kaum mehr vorstellbar, dass in dieser Bar einst Pornodarstellerinnen kokett Intimschmuck oder Bondage mit gespreizten Beinen vorgeführt haben sollen. Die Betreiberin Zoë Stähli lächelt leicht verschmitzt, als sie davon erzählt, was in diesen vier Wänden schon alles abgegangen ist, unter anderem der Dreh eines Pornofilms. «An der Premiere ist es wild zugegangen, manche wussten gar nicht, wo sie hinschauen sollten.» Sie schmunzelt. Aus Stählis Erzählungen ist zu entnehmen, dass hier schon einige wilde Partys gefeiert wurden, früher mit viel Erotik. All diese Geschichten verwundern nicht, wenn man sich an die Vergangenheit dieser etwas unkonventionellen Weinstube erinnert. Früher diente sie als diskreter Hintereingang zu dem ehemaligen Pornokino, das 1980 von Stählis Vater Edouard Stöckli, auch bekannt als Schweizer «Pornokönig», gegründet wurde.

Seit 2011 werden zwar im Saal nebenan keine Pornofilme mehr gezeigt, doch lebt das Vermächtnis des Stüssihof-Pornokinos in den Akt-Postern weiter. Die Bar selbst wurde 2004 als Weinstube von Caroline Stirnemann neu eröffnet, Stähli kam später der Kunst wegen als Geschäftspartnerin hinzu. So funktioniert die Bar zugleich als Galerie für, einzig und allein, Erotikkunst. Die Gäste der Weinstube bilden kein homogenes Publikum, denn die Erotikbilder ziehen vor allem jene Menschen an, die eine gewisse Lebensoffenheit mitbringen. Die Bar war und ist eine, in der verschiedene

Schichten der Zürcher Gesellschaft aufeinandertreffen. Zwischen billigem Hauswein und aufreizenden Akt-Postern finde man hier alles, sagt Stähli, wodurch sich an manchen Abenden ein lebhaftes Bild aus alteingesessenen Stammgästen und abgebrannten Student*innen bis zu durchreisenden Tourist*innen ergibt. In der Weinstube «reden und streiten die Leute zusammen» und zwar über alles Mögliche, von der Kunst bis hin zur Politik.

«Wir stossen mit den Gläsern an, dann hat sich das Problem wieder erledigt», sagt Stähli und lächelt. Je mehr sie erzählt, desto klarer wird, dass die Weinstube weitaus mehr ist als ein erotisches Unikat. Die Bar erzählt von einer Nachkriegszeit, in der sexuelle Befreiung und weibliche Selbstbestimmung vor allem eines bedeuteten: Tabus brechen. Stählis Vater war ein 68er, sein Pornoimperium eine Revolte gegen eine verdrängte Nachkriegsschweiz. Doch in den Erotikplakaten der 70er-Jahre, die die Wände tapézieren, steckt auch ein zeitgenössischer Dialog.

Die Rückeroberung

Die Plakate, die damals als Gegenkultur wahrgenommen wurden, können heute als ein Mittel zur kritischen Analyse der Einvernehmlichkeit, der Grenze zwischen Befreiung und Vereinnahmung oder des Frauenbildes genutzt werden. Sie werfen die Frage auf, wie viel sich seit den Anfängen des Stüssihof-Pornokinos in diesen Bereichen wirklich verändert hat. Dass zwei Frauen, Stähli und Stirnemann, die

Weinstube heute als Ort der unzensurierten Erotikkunst weiterführen, verleiht dieser Auseinandersetzung eine weitere Dimension. Und für genau solche Fragen ist Edi's Weinstube zu haben. In einer Stadt, in der steigende Lebenshaltungskosten Treffpunkte und Subkulturen verdrängen, bleibt Edi's Weinstube ein Ort, der für alle offen ist. Auch in der Welt zwischen den Bildern, die weitaus mehr als nur zahme Bildsprache und Blümchensex versprechen, ist nicht alles so rosig, wie es scheint, denn Stähli und Stirnemann mussten seit der Corona-Pandemie mehrere Umsatzeinbrüche verbuchen. Was sie rettete, war ein Artikel von Tsüri und die Solidarität, die darauf folgte. Seitdem gehe es für die Weinstube wieder aufwärts. «Die nächste Etappe? Den Sommer überstehen», so Stähli.



Zwischen Aktpostern trinken Gäste ein Glas Wein.

Kein Blut, aber Schweiss und Tränen

Während eine Generation durch die Pubertät geht, schlägt sich eine andere Generation von Frauen durch einen zweiten hormonellen Umbruch: Die Menopause. Doch diese wird bis heute tabuisiert.

Laura Kälin

Um vier Uhr morgens wacht sie auf, schweissgebadet und erschöpft. Die Bettwäsche muss gewechselt werden, aber leise, sie will ja niemanden wecken. Noch einmal einschlafen? Keine Zeit. Bald muss sie ihre jugendliche Tochter wecken, Frühstück vorbereiten; der Tag hat für sie nun mal begonnen. So oder ähnlich geht es vielen Frauen, die sich in den Wechseljahren befinden. Doch was steckt eigentlich hinter der Menopause?

Während der Wechseljahre durchläuft der weibliche Körper eine grundlegende hormonelle Umstellung. Die Produktion zentraler Geschlechtshormone wie Östrogen, Progesteron und Testosteron nimmt ab. Dieser Übergang findet meist zwischen dem 45. und 55. Lebensjahr statt und markiert das Ende der reproduktiven Phase der Frau. Auch wenn

die monatliche Blutung wegfällt, bringt diese Lebensphase neue Beschwerden mit sich: Schlafstörungen, Hitzewallungen und Stimmungsschwankungen. Im Gespräch mit Frauen, die die Wechseljahre bereits hinter sich haben, berichten viele über solch typischen Symptome. Eine Betroffene beschreibt dieses Gefühl als ihren «persönlichen Sommer», da sie während dieser Zeit mehr schwitzte als im Hochsommer. Auch über Gereiztheit, Libidoverlust und Brain Fog klagten Patientinnen häufig, berichtet Claudia Lange, Allgemeinärztin mit gynäkologischer Erfahrung. Bewegung und eine ausgewogene Ernährung sei eine Möglichkeit, die Symptome zu lindern. Viele Frauen greifen zudem zu pflanzlichen Präparaten, auf hormonelle Behandlungen werde hingegen vielfach verzichtet. Ein we-

sentlicher Grund für die vermehrte Ablehnung der Hormontherapie war die «Women's Health Initiative»-Studie von 2002, die vor einem erhöhten Brustkrebsrisiko durch Hormonersatztherapie warnte.

Diese Studie wurde später zwar als fehlerhaft erklärt, doch bis heute hinterlässt sie eine gewisse Verunsicherung, die auch lange bei ihren Patientinnen beobachtet. Doch sie warnt: Solche Risiken lassen sich nicht pauschal beurteilen, sondern müssen immer individuell eingeordnet werden. Im Austausch mit verschiedenen Frauen kommen unterschiedliche Erfahrungen ans Licht. Eine der Frauen sprach von ihrer Angst, nach der Menopause unsichtbar und überflüssig zu werden. Dies zeigt ein gesellschaftliches Problem: Die Reproduktionsfähigkeit ist in traditio-

nellen Geschlechtervorstellungen eng mit der gesellschaftlichen Frauenrolle verbunden. Weitere Frauen erzählen, sie hätten die Menopause «einfach akzeptiert»; als Teil ihres Lebens, ähnlich wie die Pubertät in der Jugend. Trotz unterschiedlicher Erfahrungen waren sich aber alle in einem Punkt einig: Die wichtigste Unterstützung fanden sie im Austausch mit Freundinnen. «Ich hätte ein Fest feiern sollen für die Menopause», sagt eine der Frauen. Für sie bedeutete dieser Moment nicht nur Belastung, sondern vor allem Befreiung und die Möglichkeit, gesellschaftliche Erwartungen an Frauen zu hinterfragen. Auch wenn die Menopause für jede Frau etwas anderes bedeutet, lässt sich sagen: Dieses Thema verdient mehr Aufmerksamkeit, medizinisch wie auch gesellschaftlich.

Bronzen zurück nach Benin

Das Völkerkundemuseum der Uni Zürich beheimatet über ein Dutzend gestohlene Benin-Bronzen. Dank des Beschlusses der Universitätsleitung kommt es nun zur Rückführung des Raubguts.

Marc Grüter (Text) und Mara Schneider (Foto)

Neunzig Prozent des eigenen Kulturerbes ausserhalb des eigenen Kontinents aufbewahrt, nochmals neunzig Prozent davon in Lagern verstaut und somit der Öffentlichkeit unzugänglich gemacht. Für europäische Staaten unvorstellbar, für Staaten in Subsahara-Afrika ist das Realität. Im Westen des afrikanischen Kontinents, im heutigen Nigeria, liegt das Königreich Benin. Von jeweils einem Oba als König verwaltet, war Benin zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert ein kleines Imperium mit einer starken Armee und Handelsbeziehungen nach Europa.

Ein Monopol, der begehrten Rohstoffe Elfenbein und Kautschuk innehabend, wider setzte sich das Königreich einem Freihandelsabkommen mit Grossbritannien, was zur grossen britischen «Strafexpedition» im Jahr 1897 führte. Während dieser brutalen Zerstörung der Königsstadt von Benin plünderte die englische Kolonialarmee 10'000 Objekte, darunter etwa 1'200 Gedenkköpfe, Tafeln und Glocken aus Bronze, auch bekannt unter der Bezeichnung Benin-Bronzen. Heute steht ein Grossteil dieser Werke in den Museen Europas, unter anderem im Völkerkundemuseum der Universität Zürich. Doch wie kamen die Objekte aus Bronze überhaupt erst in den Besitz des Völkerkundemuseums? Und welche Rolle spielt ihre Rückführung im Prozess der Dekolonialisierung?

Direktorin mit Altlasten

Die Professorin Dr. Alice Hertzog lehrt seit vergangenem Sommer an der Uni Zürich und steht gleichzeitig dem Völkerkundemuseum der Universität als Direktorin vor. Als Co-Kuratorin hat sie auch die Ausstellung «Benin verpflichtet. Wie mit geraubten Königsschätzen umgehen?» mitgestaltet, die bis Anfang März im Museum zu sehen war. Vor ihrer Anstellung als Museumdirektorin beteiligte sich Hertzog an der «Benin Initiative Schweiz». Ein nationales Projekt, bei dem sich acht Schweizer Museen der Provenienzforschung – der Frage, wie ein Objekt ins Museum kam – von rund 100 Objekten aus Benin verschrieben haben.

Gemeinsam mit der nigerianischen Historikerin Enibokun Uzébu-Imarhiagbe hat Hertzog im Rahmen der Initiative einen Bericht zur kollaborativen Provenienzforschung der Objekte in den Schweizer Museen verfasst. Dem Bericht ist zu entnehmen, dass das Völkerkundemuseum im Besitz von 18 Objekten aus Benin ist, 14 davon stehen laut Uzébu-Imarhiagbe und Hertzog sehr wahrscheinlich in direktem Zusammenhang mit den Brandschatzungen aus dem Jahre 1897. Auch nach intensiver Recherche- und Archivarbeit ist das jedoch nicht mit abschliessender Sicherheit festzulegen, denn zu vielen Besitzer*innenwechseln fehlen schlicht Unterlagen und Belege.

Doch in exakt dieser Unsicherheit liegt der springende Punkt des Umdenkens, das stattfinden muss. Denn wie auch Felwine Sarr und Bénédicte Savoy in ihrem von der französischen Regierung in Auftrag gegebenen «Bericht über die Restitution afrikanischer Kulturgüter» schreiben, sind auch Uzébu-Imarhiagbe und Hertzog der Meinung, dass die Bringschuld des Beweises die Seite wechseln muss. Dadurch sollen nicht mehr afrikanische Staaten eine gewaltsame Entwendung,

sondern europäische Staaten eine Schenkung oder eine legitime Erwerbung von Objekten nachweisen müssen. So werden auch jene Objekte des Völkerkundemuseums, bei denen nicht ganz abschliessend geklärt werden kann, ob sie bei der britischen Strafexpedition 1897 oder erst später aus Benin entwendet wurden, nach Nigeria zurückgeführt.

Während der Weg der Benin-Bronzen ins Völkerkundemuseum sehr verzweigt und undurchsichtig ist, lässt sich der Fluss des Kapitals, welches den Kauf der Bronzen ermöglichte, zurückverfolgen, wie Hertzog und Uzébu-Imarhiagbe in ihrem Bericht aufzeigen. Eine zentrale Rolle spielt dabei der Schweizer Han Coray, der in die Geschichte von 15 der 18 Benin-Bronzen im Völkerkundemuseum verwickelt ist. Als Buchhändler traf Coray bei der Arbeit auf die Niederländerin Dorrie Stoop, die sich aus medizinischen Gründen in Zürich aufhielt. Die wohlhabende Familie Stoop verdankte ihren Reichtum einer Ölraffinerie in der niederländischen Kolonie Indonesien.

Heute wird diese vom Ölkonzern Shell bewirtschaftet. Coray und Stoop verliebten sich und der leidenschaftliche Kunstsammler erhielt Zugang zum Vermögen von Dorries Familie, welches er nutzte, um seine Sammlung afrikanischer Kunst auszubauen. Während die Frage nach den verschiedenen Besitzer*innen der Objekte offen bleibt, ist klar, wie Han Coray an die finanziellen Mittel kam, diese überhaupt zu erwerben. Geld, das in einem kolonialen Kontext und mit der Ausbeutung natürlicher Ressourcen verdient wurde, ermöglichte den Kauf von geraubter afrikanischer materieller Kultur. Laut Hertzog ist dies kein Einzelfall, sondern Teil eines Systems.

Zugang gewährleisten

Doch wie gelangten die Objekte von der privaten Sammlung eines Mannes, den man in Nigeria auch «the Swiss indigenous man from St. Gallen» nennt, in den Museumsbestand? Han Coray ging 1931 bankrott, seine Kunstsammlung kam bei der Volksbank unter. Diese zog die Sammlung für Völkerkunde für eine Schätzung des Werts hinzu. Der erste Direktor der Sammlung Hans Jakob Wehrli und seine wissenschaftliche Assistentin Elsy Leuzinger zögerten nicht lange und schätzten die Objekte nicht bloss auf ihren Wert, sondern erwarben einen Teil davon im Jahre 1941 für Ausstellungszwecke.

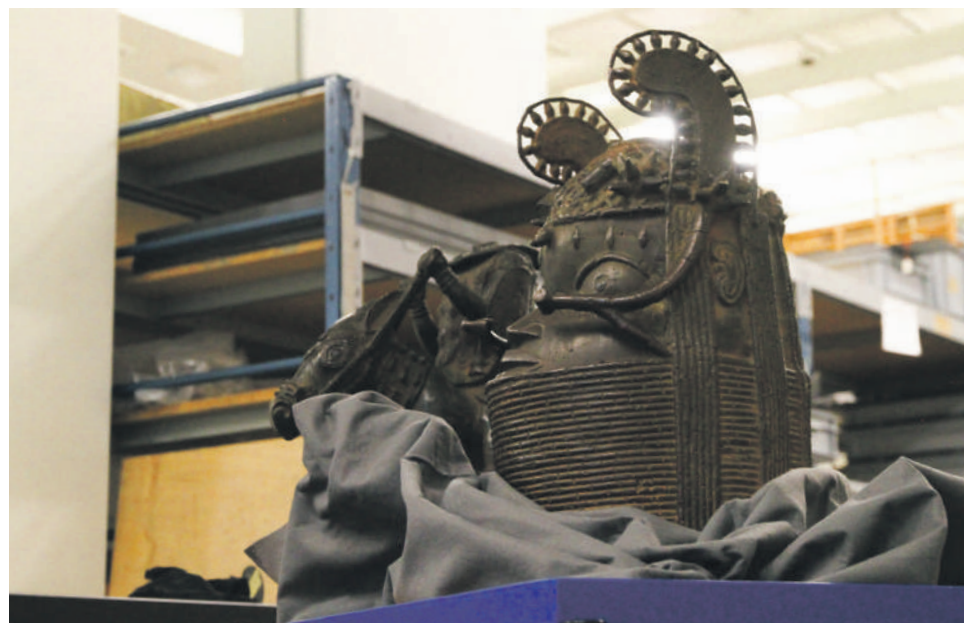
Der Erwerb fand mit Geld aus öffentlicher Hand und unter dem Marktwert statt. Gleichzeitig ist es bis heute gängige Praxis, dass Ursprungsländer auf Auktionen ersteigern müssen, was ihnen geraubt wurde. Welche Auswirkungen der Raub der Bronzen bis heute hat, zeigt sich am Beispiel von Phil Omodawen. Als Bronzegiesser in der sechsten Generation in Benin musste dieser seinem Handwerk anhand von Ausstellungsfotos aus europäischen Museen nachgehen.

Erst ein Besuch in Zürich, in die Wege geleitet von der «Benin Initiative Schweiz», ermöglichte ihm, die Werke seiner Vorfahren in den eigenen Händen zu halten. Dabei wurde ihm klar, dass er bis anhin die Dichte des Materials sowie die Verzierungen auf Vorder- und Rückseite nicht so wie seine Ahnen fabriziert hatte. Es wäre naiv zu denken, dass eine Restituierung solche kolossalen historischen

Ungerechtigkeiten wieder gut machen würde. Erfahrungen wie jene von Phil Omodawen machen deutlich, dass es in dieser Restituierung nicht nur um Eigentum oder Besitz geht. Es sind in erster Linie Fragen des Zugangs, die diese Rückführung prägen. Was jedoch auch zur Geschichte der Bronzen gehört, ist die Einbindung des Königreichs in den transatlantischen Sklavenhandel.

Problematische Vergangenheit aufarbeiten

Im Gegenzug für Sklaven erhielt Benin von den Europäern Armreifen aus Kupferlegierungen. Diese wurden zum Teil eingeschmolzen und zur Herstellung der Benin-Bronzen verwendet. So setzt sich die «Restitution Study Group» gegen die Rückführung der Benin-Bronzen nach Nigeria ein und möchte diese auch den in der Diaspora lebenden Afroamerikaner*innen zugänglich machen und ihre Perspektive stärken. Alice Hertzog hält dagegen, dass es notwendig sei, die besagten



Am 20. März wurden die Eigentumsrechte von 28 Benin-Bronzen an Nigeria übertragen.

Objekte nach Nigeria rückzuführen, um sich genau mit dieser problematischen Vergangenheit zu beschäftigen. So erzählen doch genau diese Objekte die Geschichte von Benins Einbindung in den Sklavenhandel, die es aufzuarbeiten gilt. Nur durch eine Rückführung könne aus einem unbelebten, zweckentfremdeten Museumsobjekt wieder ein handelndes und verbindendes Subjekt werden, argumentiert auch die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy.

Alice Hertzog betont, dass diese eigentlich ziemlich bescheidene Aktion der Rückführung vor allem einen symbolischen Charakter hat, indem sie begangenes Unrecht anerkennt. Sie sieht in dieser Rückführung nicht einen Abschluss, sondern vielmehr den Start für neue Kreation von Wissen um die Objekte auf dem afrikanischen Kontinent. Damit die heutige Jugend und alle Zukünftigen sehen und anfassen können, was ihren Vorfahren so wichtig war. Aus diesem Grund ist diese Restituierung zentral. Ausserdem materialisiert sich in ihr die Tatsache, dass sich auch die Schweiz, welche zwar auf dem Papier über keine Kolonien verfügte, nicht aus der Verantwortung der Dekolonialisierung ziehen kann.

«Dem Hip-Hop fehlen Flintas*»

Als Moderatorin beim SRF-Format «Bounce» setzt sich Sirah Nying erfolgreich für mehr Diversität in der von Männern dominierten Rapszene ein. Ein Gespräch über ihre Karriere, Musik und Diskriminierung.

Florin Kohler

Wie bist du dazu gekommen, dein Leben der Musik zu widmen?

Ich hatte von klein auf eine grosse Begeisterung für Musik und Tanz. Ich habe mich als schwarze Frau im Hip-Hop sehr stark widerspiegelt gesehen, was sonst in der Schweiz vor zehn Jahren noch nicht der Fall war. Ein Instrument habe ich selbst nie gespielt, weshalb ich dann zum Auflegen gekommen bin.

Wie kamst du zum Moderieren?

Vor fünf Jahren gab es eine Ausschreibung für den Job als Moderatorin des Hip-Hop-Formats «Bounce» vom SRF. Damals war ich noch im Studium. Eine Freundin hat sie mir geschickt und meinte, dass ich doch so viel über Hip-Hop weiss und gerne viel quatsche. Da habe ich mich, ohne viel zu überlegen, beworben und den Job bekommen.

In deiner Dokuserie über die Flinta*-Hip-Hop-Szene der Schweiz «Enter the Circle» hast du die Frage aufgeworfen, wie sich Feminismus mit den teils sexistischen und homophoben Strukturen im Hip-Hop vereinbaren lässt. Was ist heute deine Antwort darauf?

Was ich mitgenommen habe, ist, dass jeder Mensch für sich selbst herausfinden muss, wo die persönliche Grenze liegt. Es gibt keine pauschale Antwort, denn jeder Mensch hat eine eigene Wahrnehmung von Diskriminierung, die von Klasse, Geschlecht und Herkunft beeinflusst wird. Ich persönlich versuche, nicht zu verurteilen. Hip-Hop widerspiegelt oft Realitäten, die man selbst nicht kennt. Dabei ist ein offener Dialog trotzdem wichtig. In meinem Umfeld, wo ich etwas bewegen kann, schaue ich hin und spreche Diskriminierendes an. Auch beim Auflegen, wo ich entscheiden kann, welchen Song ich spielen will, versuche ich, meinen Beitrag zu leisten. Das Wichtigste ist, dass sich etwas tut.

Gab es einen konkreten Moment, in dem du realisiert hast, dass sich noch vieles in der Hip-Hop-Szene ändern muss?

Angefangen hat es im Jugendalter, als ich das erste Mal über intersektionalen Feminismus gelesen habe. Ich habe begonnen, mit Leuten über Diskriminierung zu sprechen und die Sachen, die ich selbst erlebt habe, zu reflektieren. Wenn du dich mal mit diesem Thema beschäftigst, fällt dir auf, wie die Diskriminierung auf allen Gesellschaftsebenen stattfindet. Besonders seit ich «Enter the Circle» gemacht habe, fallen mir diskriminierende Texte mehr auf. Besonders der Austausch mit so vielen Flintas* hat bei mir einen Denkprozess ausgelöst. Für mich war es heftig, zu merken, wie stark die Identität von Hip-Hop durch Sexismus geprägt ist. Bei Musik von früher gelingt es mir eher, zu relativieren, weil die ganze Gesellschaft noch auf einem ganz anderen Stand war. Heutzutage kann ich diskriminierende Musik nicht mehr nachvollziehen.

Du hast mit «Enter the Circle» und deiner Bachelorarbeit «Weisse Augen, Schwarze Haut» schon zwei sehr politische und emotionale Projekte umgesetzt.

Ich mag Projekte, die mich sehr berühren. Wenn ich etwas Emotionales aus meinem Leben mit der Welt teilen kann, passiert es

viel eher, dass es auch andere Menschen dazu bewegt, etwas zu unternehmen. Das Projekt «Weisse Augen, Schwarze Haut» ist sehr persönlich. Es ist politisch und zeigt stark eine Perspektive auf, die ich auch schon erlebt habe. Bei dieser Arbeit war es mir wichtig, verschiedene Perspektiven von schwarzen Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten, Altersgruppen und mit diversen Herkünften zu zeigen. Es gibt nicht nur eine Perspektive.

Was könnte Politik von Hip-Hop lernen?

Hip-Hop kann Missstände sehr explizit ansprechen. In der heutigen Zeit von Krieg und Genozid sollte man, auch wenn etwas kompliziert ist, eine klare Stellung beziehen dürfen und Genozid, Krieg oder Mord deutlich verurteilen. Im Hip-Hop werden Sachen sehr explizit und auch asozial mit Kraftausdrücken angesprochen. Er zeigt die Realität auf und redet nichts schön.

Als du beim SRF angefangen hast, sagtest du, dass du den Job als Moderatorin als Verantwortung siehst, um mehr Diversität in die Schweizer Medienlandschaft zu bringen. Wie ist dir das gelungen?

Ich trage diese Verantwortung natürlich nicht allein, aber es hat sich viel getan seit damals. Bei meinem Studiengang «Cast / Audiovisual Media» an der ZHK war ich die erste PoC, die diesen damals absolviert hat. Mittlerweile gibt es immer mehr. Wir sind sicher an einem Umbruchpunkt und dürfen jetzt jedoch nicht aufhören und denken, dass wir genug Diversität haben. Wachsende Vielfalt ist eine sehr positive Entwicklung für den Journalismus. Man kann vielschichtiger berichten und unterschiedliche Lebensrealitäten zeigen. Dies ist ein Auftrag, den wir als SRF haben. Ich habe sicher meinen Beitrag dazu geleistet, das Ziel ist aber noch nicht erreicht.

Wie wird deine Arbeit von der Schweizer Hip-Hop-Szene wahrgenommen?

Ich höre sehr viel nette und wohlwollende Kritik. Besonders als «Enter the Circle» herausgekommen ist, habe ich viele Komplimente erhalten. Obwohl ich sehr gut aufgenommen wurde, musste ich auch reinwachsen. Ich kannte die Schweizer Hip-Hop-Szene vor meinem Job als Moderatorin überhaupt nicht. Ich kannte nur Pronto und EAZ. *Lacht.* Mittlerweile weiss ich, dass es so viele krasse Künstler*innen in der Schweiz gibt und fühle mich sehr fest als ein Teil ihrer Hip-Hop-Community.

Was gefällt dir am meisten an deinem Job?

Ich schätze die Vielseitigkeit und die enge Zusammenarbeit mit Menschen. Ich brauche viel Abwechslung, was ich in meinem Job definitiv habe. Durch meine Arbeit lerne ich die unterschiedlichsten Leute kennen und erfahre, was sie inspiriert.

Was macht die Schweizer Hip-Hop-Szene besonders?

Die Vielschichtigkeit, schon allein aufgrund der vier Landessprachen. Man hat sehr viele eigene Stile, die alle von anderen Szenen inspiriert sind. Die Französischsprachigen inspirieren sich an Frankreich und die Deutsch-



Das Schweizer Hip-Hop-Geschehen hat Sirah stets im Blick. Foto: zVg.

sprachigen an Deutschland. Das bringt eine sehr wertvolle Mischung. Obwohl wir eine sehr kleine Szene sind, haben wir eine sehr hohe Diversität. Die neue Generation bringt ihren eigenen Stil mit und macht auch Schweizerdeutsch wieder cool. Die Schweiz fängt gerade an, ihren eigenen Sound zu entwickeln und auch langsam auf dem internationalen Markt mitzuhalten.

Welche Schweizer Hip-Hop-Künstler*in feierst du gerade am meisten?

Ich höre ständig Hotel Samar. Ausserdem habe ich gerade das Rapperinnen-Duo Bärnbaby entdeckt, die sehr viel frischen Wind mitbringen. Wichtig zu erwähnen ist auch, wie viele international erfolgreiche Musikproduzent*innen es in der Schweiz gibt. Viele Welthits kommen aus der Schweiz. Das ist ganz vielen Leuten gar nicht bewusst. Es gibt OZ, der unter anderem viel für Drake produziert, um nur einen zu erwähnen. Bei den Produzent*innen ist es jedoch noch fast wichtiger als beim Rappen, dass es in Zukunft mehr Flintas* gibt, da ihre Szene fast ausschliesslich aus Männern besteht. Respekt hat meiner Ansicht nach auch die Gruppe um Naija03, Shmoney112 und BendoCD verdient. Sie bringen das «strassige» mit rein und machen so eine Art von Hip-Hop, die international viel Potential hat. Zu guter Letzt muss Jamal erwähnt werden. Mit seinem letzten Projekt «BIS SPÄTER» hat er bewiesen, dass er zu den besten Rappern der Schweiz gehört.

Wie kann man als Hip-Hop-Hörer*in dazu beitragen, dass die Szene inklusiver wird?

Man muss die Flintas*, die bereits in der Schweizer Hip-Hop-Szene sind, unterstützen. Es ist sehr wichtig, dass es Vorbilder gibt, damit man selbst als Flinta*-Person den Ansatz findet. Ich gehe an viele ihrer Konzerte und schicke ihre Songs an meine Freund*innen. So kann man ihre Arbeit wertschätzen und die Chance vergrössern, dass es bald mehr Flinta*-Künstler*innen im Schweizer Hip-Hop gibt.

Sirah Nying ist 27 Jahre alt und studierte «Cast / Audiovisual Media» an der ZHdK. Heute macht sie sich als Moderatorin und DJ einen Namen.

Mit Fortnite zur Natur

Wenn nur noch der Winter und der Sommer bleiben. Unser Autor hinterfragt die Rolle der Jahreszeiten in unserer Gesellschaft – und damit auch sich selbst. Ein Essay.

Jonas Albrecht (Text und Rendering)

Was ist meine Lieblingsjahreszeit? Einfache Frage. Im Frühling ist es natürlich der Frühling. Die knallenden Farben, die langsam aus allen Rissen und Spalten der winterlichen Einöde emporquellen, die Tage, die langsam länger werden und einen kindlichen Optimismus verbreiten. Im Sommer ist meine Lieblingsjahreszeit der Sommer. Die Leichtigkeit und die Freiheit, die mich überall hinbegleiten. Das glitzernde, dunkle Wasser unter einem tiefblauen Himmel. Im Herbst ist es der Herbst. Die frische, duftende Herbstluft, der Geschmack von Kürbissuppe und Apfelstrudel, die grüngoldenen leuchtenden Bäume. Im Winter ist meine Lieblingsjahreszeit... natürlich der Sommer. In der trostlosen Jahreszeit befinde ich mich nämlich im mentalen Winterschlaf und hoffe nur, dass ich mich irgendwie in den April retten kann.

Dabei gab es eine lange Zeit in meinem Leben, in der mir wirklich nichts hätte egal sein können als Jahreszeiten. Der Himmel war immer blau, Bäume hörten nicht plötzlich auf zu existieren und meine Treffsicherheit in Fortnite war immer gleich schlecht, ganz gleich, welche Jahreszeit gerade ihr Unwesen trieb. Kurz gesagt, es gab wirklich Wichtigeres im Leben. Doch dann geschah etwas: Ein Freund zeigte mir das 3D-Modellierprogramm Blender und ich beschloss spontan, Künstler zu werden. Zum Aufgabenbereich eines professionellen Künstlers gehörten gelegentlich leider auch langweiligere Dinge, wie die Natur. Ich klatschte eine grüne Kugel auf einen braunen Zylinder und fertig war mein erster Baum. Doch dann schaltete sich mein Sinn für Perfektion ein: Erstmals schaute ich aus dem Fenster und achtete mich auf meine Umwelt. Ich lernte dazu und modellierte mit der Zeit den Stamm dynamischer, die Äste vielfältiger und Texturen detaillierter.

Nach einer Weile hatte ich die rosa Brille auf und war ziemlich zufrieden mit meinem Baum. Zumindest bis ich das nächste Mal einen richtigen Baum sah und es mir fast den Atem verschlug: Tausende Blätter, die alle für sich und doch im Chor sanft im Wind rauschten und die Rinde, die nicht nur Braun war, sondern ein bestimmtes Muster hatte und mit Moos überdeckt war, das seinerseits wiederum aus einem Geflecht aus grünen und braunen Häkchen bestand. Wo man auch hinschaute: So unglaublich viele Details und so unglaublich viel Leben. Da öffnete ich meine Augen und sah die Perfektion der Natur. Nicht nur in ihrer Vielfalt ist die Natur einzigartig und am PC einfach nicht replizierbar, auch in ihrer Dynamik: Erstmals begann ich darauf zu achten, welche spezifischen Stimmungen, Lichtverhältnisse und Farben die Jahreszeiten mit sich brachten.

Einige Jahre später habe ich dazu eher zu viele Gedanken als zu wenige. Die Tendenz im Zeitalter des Klimawandels geht leider in Richtung zweier Jahreszeiten, alles zwischen Winter und Sommer wird zunehmend verpfuscht. Das ist wirklich ärgerlich. Könnten wir tatsächlich nur noch zwei Jahreszeiten haben, hätte ich viel lieber ewigen Frühling und Sommer oder von mir aus Herbst und Sommer, aber sicher nicht Winter und Sommer. Vielleicht bin ich dem

Winter gegenüber etwas unfair. Denn was sich bei uns im Flachland in den Monaten von November bis Februar abspielt, hat mit dem prototypischen Winter etwa so viel zu tun, wie ein Nivea-Werbespot mit einem Actionfilm. Dann liegt meine Lebensfreude nämlich unter einer erdrückenden Schicht Hochnebel vergraben und es wird ständig zu kalt, um das Hoodie-Wetter genießen zu können, aber nicht kalt genug, um sich wirklich winterlich zu fühlen. Und wenn es doch endlich mal anständig kalt ist, und die Landschaft in ein tröstendes Weiss gehüllt wird, beschweren sich Herr und Frau Zürcher über die ausfallenden Züge und über den unvermeidlichen Schneematsch in den nächsten Tagen.

Also vielleicht ist der Winter gar nicht das Problem, vielleicht sind wir es. Wenn ich ehrlich bin, kann auch der Winter eine Quelle von überwältigender Schönheit sein. Der entscheidende Unterschied zu den anderen Jahreszeiten ist, dass seine Schönheit im Gegensatz zu jener des Sommers meist nicht direkt vor der Haustüre zu finden ist. Will man das Winterwunderland in all seiner Pracht erleben, muss man die Ski oder den Schlitten ins Auto schmeissen und in die Berge verschwinden, was Energie, Geld und in meinem Fall meist einen gebrochenen Arm kostet. Für manche mag das kein Problem sein, aber andere, mich inbegriffen, tun sich schwer, sich zu überwinden und solche Dinge einfach zu tun. Im Sommer fällt mir das bedeutend leichter.

Die erforderlichen Investitionen sind viel niedriger: alles, was ich brauche, sind Fahrrad und Badehosen (optional). Vielleicht ist der Winter also in erster Linie ein Motivationsproblem. Im Sommer fühle ich mich auch viel stärker mit der Welt verbunden. Dann will ich mich an die Rinde einer Birke lehnen und ein Buch lesen, während die Blätter über mir sanft im Wind brausen. Ich will das Gras unter meinen Füßen spüren, die Hand ausstrecken und den Sommerregen fühlen, seinem Prasseln und Trommeln lauschen, während er die Grüntöne der Bäume im Hintergrund verwischt. Im Winter aber verkrieche ich mich möglichst tief in meinen Körper, will so weit wie möglich weg sein von der kalten, stumpfen Welt. Dann fühle ich mich, als würde ich von

einem Raumanzug aus hinaus auf die lebensfeindliche Mondlandschaft spähen, als wäre eine magische Barriere zwischen mir und meiner Umwelt. Allerdings bringt es mir wenig, fünf Monate lang in meinem Raumanzug zu hocken und auf bessere Zeiten zu warten. Der Winter ist da, also sollten wir das Beste daraus machen und auf die positiven Seiten des Winters fokussieren: Zum Beispiel gibt er mir für mehrere Monate eine Ausrede, mich über etwas beschweren zu können. Das war ein Witz. So halb.

Eine schöne Eigenheit des Winters ist zweifellos seine Gemütlichkeit. In keiner anderen Jahreszeit kann man mit einer Portion zitronig duftender Mailänderli neben dem Weihnachtsbaum sitzen und an seinem neuen Lego-Set basteln, während im Hintergrund der Spengler Cup läuft. Aus mir unerklärlichen Gründen scheinen wir jedoch kollektiv entschieden zu haben, dass mit dieser Wärme und Gemütlichkeit am 24. Dezember Schluss ist und wir uns das Januarloch so düster wie möglich gestalten sollten. Klar, etwas an der Idee von Weihnachtsmärkten im Januar ist falsch, aber könnten wir sie nicht behalten und einfach in Wintermärkte umbenennen?

Der Sommer hingegen ist mehr als nur Schönheit, der Sommer ist ein Gefühl: Dieses verortet sich irgendwo zwischen Freiheit, Sorglosigkeit und purer Euphorie. Dieses Gefühl dringt durch alle Poren und Spalten meines Geistes und lässt mich plötzlich federleicht werden, es stellt gewissermassen den Antipol zum früher angedeuteten Hochnebelgefühl dar. Es hüllt sich wie ein Zauber um mein Erleben, lässt die Erdbeeren etwas süsser schmecken, die Farben etwas lebendiger strahlen und meine Texte inspirierender wirken, als sie tatsächlich sind.

Abschliessend kann ich festhalten, dass die Gemütlichkeit und die gelegentliche Schönheit des Winters nicht ausreichen, um seine Trostlosigkeit abzufedern. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als einen Sinn in das Leiden hineinzuzinterpretieren: Die Tiefen des Winters machen die Hochs des Sommers noch überwältigender. Oder, wie es Literaturnobelpreisträger John Steinbeck einst formulierte: «What good is the warmth of summer, without the cold of winter to give it sweetness?»



NULL FLEISCH. ÄCHT NEXT LEVEL.



„DER PLANT CUT ERZÄHLT SEINE EIGENE
GESCHICHTE – ER WILL NICHT FLEISCH SEIN,
SONDERN ETWAS NEUES.“

Mario Garcia, Schweizer Spitzenkoch

NEU BEI
COOP



MEHR
ERFAHREN!



thegreenmountain.ch

Crêpes gegen Kapital

Ein Kollektiv serviert seit 1976 Crêpes im Zürcher Niederdorf. Mit grossen Portionen und flachen Arbeitshierarchien wurden sie längst zu einem Herzstück der Altstadt, doch der kommerzielle Druck steigt.

Hélène Silva

Wenn man der lebhaften Niederdorfstrasse folgt, zwischen den von Tourist*innen überfüllten Terrassen, den Fast-Fashion-Läden und den letzten Brockenhäusern, kann es passieren, dass der Blick an einem kleinen rosa Fleck hängen bleibt. Es ist der Crêpesstand am Hirschenplatz. Seit 50 Jahren verwöhnt er das Niederdorf mit Bio-Teig und grossen Portionen. Hier trifft man auf Stammkund*innen ebenso wie Tourist*innen aus aller Welt und nicht selten Kinder auf dem Heimweg von der Schule.

Doch hinter dem bunten kleinen Stand verbirgt sich eine lange Geschichte der Resilienz. Geprägt sowohl von der Vergangenheit der Stadt als auch vom Wunsch, Arbeit anders zu denken, ist der Crêpesstand am Hirschenplatz ein kleiner Lichtblick in der manchmal austauschbar wirkenden Zürcher Innenstadt. Der Stand wurde 1976 in einem Wendemoment für das Niederdorf gegründet. In den 1960er- und 1970er-Jahren war das Quartier ein lebendiges kulturelles Zentrum, geprägt von günstigen Mieten und einem intensiven sozialen Leben.

Quartier in der Wende

Gleichzeitig stiess die Stadtregierung tiefgreifende städtebauliche Veränderungen an, die das Bild der historischen Altstadt bewahren und zugleich ordentlicher und «hygienischer» gestalten sollten. Nach und nach wandelte sich das Quartier zu einem kommerziellen und touristischen Ort, ein Prozess der Gentrifizierung, der sich in den folgenden Jahrzehnten zunehmend verstärkte.

In diesem Kontext entstand der Crêpesstand als einer der ersten Take-away-Stände Zürichs und trug dazu bei, dass sich das Niederdorf zu einem lebhaften Treffpunkt entwickelte und zugleich etwas von seinem ursprünglich populären Charakter bewahrte.

In einem Brief an die Polizei aus dem Jahr 1979 bezeichnete die damalige «Unternehmer Gemeinschaft Niederdorf» den Hirschenplatz als «Herzstück der Zürcher Altstadt», dessen Stände «eine lebenswerte, folklorische Attraktion sind, die vom Platz nicht mehr wegzudenken ist». Was den Stand heute so besonders macht, sieht man jedoch nicht von der Strasse aus: seine Art zu wirtschaften. Die Crêperie arbeitet ohne kommerzielle Absicht und ohne Hierarchie. Nach Abzug von Löhnen und Materialkosten bleibt kein Überschuss. Zudem ist die Organisation horizontal und kollektiv gestaltet.

«Bis heute ist der Lohn für alle Mitarbeitenden gleich, egal ob sie am Stand arbeiten oder die Buchhaltung erledigen», erklärt Hannah, eine Studentin, die seit mehreren Jahren hier arbeitet. Strategische wie unternehmerische Entscheidungen werden in Sitzungen gefällt, an denen jede Person Themen einbringen kann, die sie besprechen möchte. Jedes Mal moderiert eine andere Person das Treffen, sodass Perspektiven und Rollen rotieren. Für die meisten Entscheidungen wird demokratisch abgestimmt, bei wichtigen Veränderungen oder bei der Aufnahme neuer Mitarbeitenden müssen alle einverstanden sein.

Für Hannahs Kollegin Laura hat diese Arbeitsweise eine deutliche politische Dimension. Ohne Hierarchie müssen immer wieder neue Wege gefunden werden, miteinander zu diskutieren und Entscheidungen zu treffen. «Es ist eine viel dynamischere Organisation», sagt Laura. Einmal im Monat gibt es ein Treffen, um die Arbeitstage zu verteilen und Ferien nach den Möglichkeiten der Anderen zu planen.

Eigenverantwortung geht vor

Es geht dabei nicht darum, einer bestimmten politischen Theorie zu folgen, sondern darum, Raum zu haben, eigene Bedürfnisse und Grenzen zu formulieren und zu sehen, was aus dem Kollektiv entstehen kann. Laura begann vor zehn Jahren Teilzeit am Stand zu arbeiten. «Als Studentin eine Arbeit zu haben, bei der man Verantwortung übernehmen kann, war unglaublich wertvoll», erzählt sie. Am Stand selbst arbeitet die Person, die Crêpes zubereitet, allein und abgesehen von grundlegenden Regeln entscheidet jede*r selbst, was sie für den Ort für richtig hält. Das erfordert auch ein gewisses Mass an Vertrauen.

Heute ist Laura nach einem Theaterstudium als Künstlerin tätig, doch trotz anderer Möglichkeiten wollte sie den Stand nie verlassen. «Wenn ich in diesen kleinen Stand steige, werde ich zur Crêpefigur». Es ist fast wie eine Performance», sagt sie lachend. Doch hinter dem warmen Bild steckt körperlich anspruchsvolle Arbeit. Nebst der Bewegung und Reinigung des Stands steht man stundenlang, um Crêpes

zuzubereiten. Im Winter frieren die Füsse, im Sommer wird die Hitze der Platten schnell drückend. Und auch die kollektive Arbeit hat ihre Nachteile: Verantwortungen sind nicht immer klar verteilt, und ein Teil der mentalen Last bleibt oft unsichtbar und unbezahlt. Aber diese Last gehört im Kollektiv dazu und wird von allen mitgetragen. In einem Quartier mit steigendem kommerziellen Druck und wachsenden Mieten, ist ein Modell ohne Gewinnmaximierung schwer aufrechtzuerhalten. Und doch erscheint der Crêpesstand inmitten von zunehmender Konkurrenz und einer immer stärker standardisierten Innenstadt als weit mehr als nur eine kulinarische Kuriosität: ein kleines, konkretes und fragiles Beispiel dafür, dass sich Arbeit auch anders organisieren lässt.



Der Crêpesstand bewegt sich rund um den Hirschenplatz, hier in den 80ern. Foto: zVg.

Eine Frage der Verantwortung

Der Trader Kweku Adoboli kostete die UBS Milliarden – und bezahlte dafür einen hohen Preis. Eine neue Doku fragt nun, wer die Verantwortung trägt: der Mensch oder das System, das ihn hervorgebracht hat?

Lea Schubarth

Ein arroganter Banker ignoriert Unternehmensrichtlinien und verzockt Milliarden. Getrieben von Gier verliert er den Sinn für Grenzen, hintergeht seine Vorgesetzten und setzt die Existenz der Firma aufs Spiel. So lautete das Urteil der Öffentlichkeit, als Kweku Adoboli 2011 der UBS einen Verlust von 2,3 Milliarden US-Dollar einbrockte. Mit seinen Spekulationen beim Londoner Ableger der Bank wird er für den grössten Handelsverlust der britischen Geschichte schuldig gesprochen und nach einer verkürzten Haftstrafe nach Ghana ausgeschafft.

Es gibt aber auch eine andere Lesart: Ein junger, Schwarzer Mann in einem weissen, extrem kompetitiven Umfeld steht unter massivem Druck, seiner Firma zu maximalem Profit zu verhelfen. Er tut, was von ihm ver-

langt wird, nutzt die bewusst lockeren Kontrollmechanismen des Systems, macht Karriere – bis die Strategie schief läuft und er als Sündenbock fallengelassen wird. Seine Vorgesetzten, die von den unlauteren Praktiken wussten und die Unternehmenskultur, die diese förderten, werden verschont.

Die erste Erzählung dominierte 2011 die Schlagzeilen und endete im Rücktritt von UBS-Chef Oswald Grübel. Die zweite Darstellung, die des Opfers eines fehlgeleiteten Systems, gewann erst während des Gerichtsprozesses gegen Adoboli und seiner späteren Ausschaffung an Beachtung. Der Dokumentarfilm «The Narrative», der zur Eröffnung der Solothurner Filmtage gezeigt wurde, widmet sich diesen verschiedenen Lesarten von Adobolis Geschichte. Er zeigt, wie die

UBS Fehlverhalten duldet, solange der Profit stimmte und Nachstellungen des Gerichtsprozesses lassen erahnen, wie mächtig und vernetzt die Bank ist, wie ausgeliefert der einzelne Angestellte. Die Gespräche mit Journalisten, die seine Geschichte begleiteten, offenbaren die nicht zu vernachlässigende Rolle, die Rassismus in der englischen Öffentlichkeit spielt.

Doch vor allem funktioniert der Film wegen seines sympathischen Protagonisten: Adoboli erzählt das Geschehene heute mit nachdenklicher Gelassenheit, reisst Witze und bringt zeitweise den ganzen Kinosaal zum Lachen. Trotzdem verfällt «The Narrative» keiner einseitigen Darstellung. Das Framing ist bewusst gewählt: Es geht um die Dekonstruktion eines medialen Zerrbilds,

ohne die Eigenverantwortung Adobolis auszuklammern. Dieser kommt nicht darum herum, Fehler einzugestehen und zuzugeben, dass seine Partizipation in einem toxischen System nicht allein Schuld dieses Systems ist. Dass Adoboli der Film gefällt, kann Regisseur Martin Schilt nicht vollkommen bestätigen: «Natürlich hat er alles abgesehen. Aber ich glaube, er hat erwartet, dass wir ihn stärker entschuldigen.»

Am Ende ist «The Narrative» eine Reflexion über Verantwortung: die Verantwortung des Arbeitgebers für seine Angestellten, die eines Landes für seine Bewohner*innen, die des Einzelnen für die Gesellschaft und sich selbst. Welches Narrativ, wenn denn überhaupt eines, das Richtige ist das bleibt den Zuschauer*innen selbst überlassen.

So leicht ist Rechnung



Aktiviere eBill im Onlinebanking
in nur 3 Schritten:

1 Einloggen

Logge dich wie gewohnt ins
Onlinebanking deiner Bank ein.

2 Aktivieren

Wähle in der Navigation «eBill» aus
und aktiviere den Service.

3 Auswählen

Nun kannst du Rechnungssteller
auswählen, von denen du
Rechnungen via eBill erhalten
möchtest.



Praktische Funktionen

Mit der Dauerfreigabe kannst du wiederkehrende
Rechnungen automatisch bezahlen. Du kannst dich
bequem per E-Mail über eingehende Rechnungen
informieren lassen. Und mit der Sharing-Funktion
kannst du eine andere Person berechtigen, deine
Rechnungen zu bewirtschaften.



Deine Vorteile

- Sicher und mit wenigen Klicks Rechnungen bezahlen
- Volle Kontrolle und Übersicht dank automatischer Archivierung
- Weniger Aufwand und nie mehr Referenzen abtippen
- Papierlos und Ressourcen schonend



Jetzt mehr erfahren auf ebill.ch
oder direkt bei unseren Partnern



Oh mein Gott?

Gena Astner

Loslassen – Wie oft ich diese Zeilen schon geschrieben habe. Immer und immer wieder diesen Brief aufgesetzt, nur um ihn dann nie abzuschicken. Ich scheiterte meist schon an der minimalen logistischen Hürde: Kein Drucker zu Hause, aber auch die an der Uni oder bei der Arbeit streikten mittels leerer Druckerpatronen oder Papierfächer. Hatte ich diese mal überwunden und die Kündigung unterschrieben, lag es am fehlenden Kuvert. Dessen Kauf wurde dann auf den Folgetag des folgenden Tags usw. verschoben und so landete der Brief spätestens beim nächsten Umzug wieder in der Altpapiersammlung. Mit jedem Umzug wechselte die Zugehörigkeit der Kirchgemeinde und so liess ich es irgendwann bleiben.

Waren das Zeichen oder gar eine Warnung einer höheren Macht? Eine klare Antwort von oben blieb jedenfalls aus. Grundsätzlich glaube ich nicht an solche Zeichen, schon gar nicht an einen männlichen Gott, der eine Jungfrau koitusfrei geschwängert haben soll, die dann den Sündenbefreier der Menschheit zur Welt gebracht habe. Selbst wenn es sich bei Jesus um eine historische Person handelt, enthält die Geschichte zu viele Ungereimtheiten. I just don't buy it. Was ich vom Christentum weiss, ist mir zu patriarchal, zu streng, zu gewaltsam. Aber wenn ich ehrlich bin, war da noch etwas anderes in mir, das mich zögern liess.

Meine Beziehung zur Spiritualität besteht heute nur noch aus Erinnerungen. Als Kind betete ich vor dem Einschlafen mit meiner Mutter für die Gesundheit und das Wohlbefinden unserer Nächsten. Wenn sie mir im Streit verboten hatte, an die Geburtstagsfeier einer Mitschülerin zu gehen, wandte ich mich mit meiner Bitte, Gott solle sie doch beschwichtigen und mich gehen lassen, an den da oben. Und mit Erfolg: Immer kam sie von ihrem Vorhaben ab. Dabei liess ich natürlich ausser Acht, dass mein Vater sie beschwichtigt hatte, während ich im Zimmer verzweifelt vor mich hin mur-

melte. Doch je weiter ich dem kirchlichen Werdegang folgte, desto weiter entfernte ich mich von meinem Glauben. Firmen liess ich mich nur wegen der dazugehörigen Reise und des Festmahls mit Freund*innen und Familie. Eigentlich merkte ich schon während der Vorbereitung, dass ich nicht hierher gehörte. Etwa wurde ich beim Schreiben der Fürbitten darauf hingewiesen, dass unsere Kirche anti-queer sei. Voller Unverständnis und Trotz machte ich in jener Sonntagsmesse – zwar subtiler, aber eindeutig – klar, für welche Werte ich einstand. Kurz dachte ich darüber nach, abubrechen, redete mir alles aber gleich wieder schön: Wahre Veränderung kommt schliesslich von innen? Auch das wahrte nicht lang. Bei der Glaubensbekenntnis vor dem Bischof sparte ich bewusst am «ich».

Erst heute weiss ich, wie stark sich christliche Grundsätze schon in meine Vorstellungen von Moral und Gerechtigkeit eingenistet hatten. «Du sollst nicht lügen!» hallt es manchmal durch meinen Kopf, wenn ich es doch tue. Mein Vater meinte mal, ich solle mich von meinem «catholic guilt» lösen. Als Atheist hat er leicht reden.

Nach der Krebserkrankung meines Onkels habe ich mir oft gewünscht, mich in der Verzweiflung und Trauer an etwas Übernatürliches wenden zu können; an etwas zu glauben, das Halt verspricht. Diesen fand ich aber nicht zwischen Kirchenbänken, sondern im Austausch mit meinem Umfeld. Und wie bei vielen ist spätestens seit den Untersuchungen von Missbrauchsfällen Schluss mit vorgeschobenen Gründen, kein Raum mehr für Faulheit oder Ausreden. Erneut tippe ich: «Hiermit erkläre ich den Austritt aus der katholischen Kirche.» Doch statt mich nicht über den Austrittsgrund zu äussern, schreibe ich überall die Werte, die ich heute von ihr nicht gelebt sehe. Der Brief ist geschrieben, Marke und Umschlag liegen bereit. Mal schauen, ob es diesen Sonntag klappt.

Illustration: Marin Stojanovic



Schöne Ablenkung

Hier berichtet unsere Sexkolumnistin aus Buenos Aires über vertraute Geschehnisse.

Anahí Frank

Boludo – Eigentlich wollte ich hier über einen Mann schreiben, einen Mann mit schüchternem Blick, butterweichen Lippen und einem exzellenten Hüftschwung. Und ich wollte schnell schreiben, um fertig zu sein, wenn er mich um neun abholt und quer durch die Stadt kutschiert, damit wir in seinem Wohnzimmer die Dirty-Dancing-Szene nachstellen können. Um 19.30 Uhr beschreibe ich den Geschmack seiner Küsse.

Um 20.15 Uhr schneide ich mir die Fussnägel. Um 20.30 Uhr erreicht mich folgende Nachricht: «Che tranqui lass uns das nächste Mal mit mehr Zeit verabreden.» Sofort schreibe ich meiner Tante: «Tía, bist du zuhause? Ich brauche Hilfe beim Argentinische-Männer-Übersetzen.» Keine

Sekunde später geht eine Tür auf, «Masterchef» wird abgestellt und sie steht vor mir. Ich zeige ihr die Nachricht. «Ganz klar, was für ein Boludo.» – «Soll ich nicht anrufen, um zu klären...»

– «Nein!», kommt es jetzt auch von unserer anderen Mitbewohnerin, die sich gerade ausgehertigt macht. «Apropos Anrufen... Ich bestelle gerade Pommes, willst du welche?», fragt meine Tante. «Ich habe noch Salat», grummle ich in mein Kissen hinein. Fünf Minuten später stellt sie mir eine Portion überbackene Pommes hin.

«Danke! Ich bin nicht mal wegen diesem bestimmten Typen enttäuscht», ereifere ich mich, «sondern wegen dieser Respektlosigkeit!» – «Absolut.» – «Das hat System.» Ein Tropfen Ched-

dar fliegt von meiner wild herumgefuchtelten Kartoffel. «Sie drücken unsere Ansprüche runter, sodass wir für jeden Krümmel dankbar sind.»

«Sie versuchen es», nickt meine Tante und grinst: «Bei mir hat es allerdings nie geklappt, ich will immer noch Verehrung. Ich wurde mit vielen Tugenden gesegnet, aber bei der Bescheidenheit hat mich Gott übergangen.» – «Wäre schade, wärst du schon als Heilige in den Himmel gestiegen!» – «Das wird es sein! Jemand musste aufpassen, dass du dein kluges Köpfchen nicht verlierst.» – «Echt, ich sollte meine Finger von ihnen lassen und mich auf meine Arbeit...» – «Na na na», meine Tante tätschelt mir die Hand, «man braucht auch mal

eine Belohnung.» – «Inwiefern ist das hier eine Belohnung?» – «Okay, zumindest Ablenkung.» Dann lenken wir uns ab, indem wir Kerzen anzünden und Tangos hören, und ein bisschen weinen. Wegen Sonnenuntergängen, Zukunftsängsten, ABBA-Konzerten und wie schön es ist, dass wir genau in diesem Moment zusammen hier sind.

Illustration: Mara Schneider



Kurz und knapp

Rap in aller Munde

Kultur – Ob Strasse, Wissenschaft oder Feuilleton, wie keine andere musikalische Form hat es der Rap in den letzten Jahren geschafft, Einzug in die verschiedensten Bereiche der Gesellschaft zu halten. In der sechsteiligen Gesprächsreihe «Zwischen Demut und Grössenwahn» spricht Okan Yilmaz an sechs Abenden mit verschiedenen Persönlichkeiten des Schweizer Raps über die Poetik, mit der sich dieses kulturelle und politische Phänomen entfaltet. Dabei wird die Brücke von literaturwissenschaftlichem Fachwissen zur performativen Dimension der Kunst geschlagen. Zuschauer*innen dürfen sich auf Gespräche mit Tiefgang mit Schweizer Grössen des Sprechgesangs wie Luuk, Soukey und Débikatesse freuen. Die ersten Gespräche finden am 26. März, 30. April und 28. Mai im Karl*a die Grosse statt. (mag)

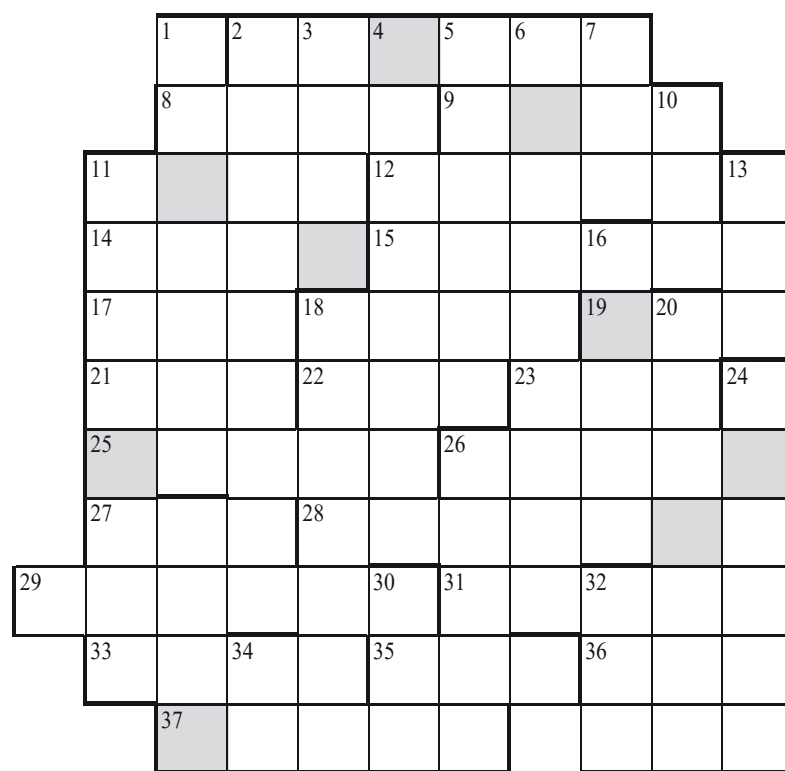
Einmal tief seufzen bitte!

Forschung – Seufzen ist wichtig. Wie wichtig erklären Forschende der ETH Zürich anhand einer letzten Herbst veröffentlichten Studie. Ein tiefgehender Atemzug ist nämlich sogar physiologisch notwendig. Beim Seufzen atmen wir etwa sechsmal tiefer als normal. Dies verhindert, dass die winzigen Lungenbläschen in ihrer Flüssigkeit zusammenfallen. So bleiben die Lungen offen und ermöglichen durch eine kontinuierliche Sauerstoffaufnahme weiterhin eine effiziente Atmung. Würden die Bläschen stattdessen zusammenfallen, würden sie verkleben und die Atmung würde erschwert. Der Seufz-Mechanismus stellt sicher, dass alle Lungenbereiche mit Sauerstoff versorgt bleiben. Also jetzt alle einmal tief durchatmen! (deb)

Die Energie wendet sich

Politik – In der Schweiz könnte sich die Energiepolitik bald ändern: Der Ständerat hat einem Vorschlag des Energieministers Albert Rösti zugestimmt, der den Bau neuer Atomkraftwerke (AKW) wieder ermöglichen soll. Damit würde man das seit 2017 geltende Neubauverbot aufheben, das im Rahmen der Energiestrategie nach der Fukushima-Katastrophe beschlossen wurde (Fun Fact: Der Entscheid wurde am Jahrestag der Fukushima-Katastrophe am 11. März gefällt). Der Beschluss bedeutet allerdings nicht, dass direkt neue AKW gebaut werden. Zunächst muss sich auch der Nationalrat mit der Vorlage befassen. Zudem dürfte die Stimmbevölkerung in einer Volksabstimmung das letzte Wort haben. Die bürgerlichen Parteien argumentieren, dass die Schweiz für die Zukunft alle Optionen in Sachen Energieversorgung offenhalten müsse. Sie sehen in der Kernenergie eine wichtige Absicherung für die Stromversorgung. Gegner*innen warnen hingegen vor einem Comeback der Atomkraft, das die Energiewende bremsen könnte. Sie weisen auf Risiken wie Atommüll, hohe Kosten und lange Bauzeiten. (deb)

Hier rätselt einfallsreich Ella Eloquentia.



Ä Ö Ü = AE OE UE, J/Y = I

Waagrecht

2 Exkursion mit kolonialen Vibes 8 Der Boomerang mit Mitteilungsbedürfnis 9 Keine X Xung zu lesen 11 Oder kam das vor 34 Senkrecht? 12 Kommt nicht ohne 2-Faktor-Authentifizierungsscheisse aus 14 Wählen oder sterben 15 Macht Elon Musk horny 17 Brüllt für Züri 18 Paul, der mit vier Blättern Glück hatte 19 DNAs süsster kleiner Bruder 21 Mesut Özil ist seit letztem Jahr Vorstand dieser Partei 22 Ed Sheeran in magisch 23 Jesus Streckt seine Arme über diese Stadt 25 (G)oated Frühstück 26 Mit dieser Italianatà lässt die Migros Produkte edler erscheinen 27 Juhu, an einer Langstrassen-Bar gleich doppelt zu lesen 28 Tun sich Geschwister 29 Verfehlen Kinder meist, wenn sie eine Geschichte erzählen 31 Eine seltene Aktiengesellschaft 33 Mit diesem Wort entlarven sich Schweizer*innen bei einer deutschen Autogarage 35 Progressiver als der Fuchs 36 Stirbt bei zu viel meditieren 37 In etwa vielleicht ungefähr das Geschätzte des eventuell Möglichen

Senkrecht

1 Archimedes wurde fündig und lässt es alle wissen 2 Alle können haben, aber nur Landeier machens 3 Rahm in Deutschland ohne S 4 Die crazy Story eines Volkes 5 Die Farbe des Wassers gab dieser Inselgruppe ihren Namen 6 Dort sitzen Ölibert und die restlichen Zwerge 7 So drücken Römer*innen maximalen Ekel aus 10 Sprengstoff bei Minecraft 11 Hips don't lie für Kinder 13 Ein erstaunlich mächtiges Reptil 16 Salt bae schmeisst eine davon 18 Geschöpf 20 Bredouille, in der Liegen angesagt ist 24 Diese Doktrin wünschte einem Präsidenten alles Gute zum Geburtstag 30 Die Kinder des Gartens müssen dorthin, um sich zu beruhigen 32 Diese Waldbewohnerin beherrscht die Tonleiter 34 Kam das vor 11 Waagrecht?

Sende das Lösungswort bis zum 6. April mit dem Betreff «Rätsel» an redaktion@zsonline.ch. Zu gewinnen gibt es 3x2 Gutscheine für die Kinos Riffraff und Houdini.

Lösungswort der letzten Ausgabe: ZAHNKRONE

Waagrecht 2 EZRA 6 ANWALT 10 HAIFISCH 11 JOB 12 NACKEN 14 ZIEGEL 15 EM 16 REALLOHN 18 PR 19 SINE 21 NK 22 PSYCHIATER 26 ZEHNER 27 NR 28 VISA 29 ONLINE
Senkrecht 1 ORTSKENNTNIS 3 ZWINGLI 4 RAF 5 PACEMAKER 6 AHOI 7 NABELSCHAU 8 LIC 9 BIZEPS 13 ÄON 17 ARIES 20 EARL 22 POV 23 HNO 24 JENA 25 RUE 26 ZIG

Das Herzstück Aussersihls

Treffpunkt – Gerade wenn sich zur Feierabendstunde alle nach den letzten wärmenden Frühlingssonnenstrahlen strecken, bilden sich im Campo wegen des Sitzplatzmangels schon die unüblichsten Cliquenkonstellationen heraus: Ein älteres Zeitung lesendes Yuppie-Paar mit Beagle und teurer Sonnenbrille bei Orange Wine neben vier zigaretten-drehenden Gymischüler*innen, die mit angezogenen Knien an ihren Stangen nippen. Hingegen findet sich auf der Terrasse meiner Lieblingsbar immer ein Platz.

Zwischen Bäckeranlage und Helvetiaplatz liegt das Herzstück Aussersihls, das vor allem bei Kreisbewohner*innen bekannt und beliebt ist. Bei allen anderen reichen manchmal selbst drei oder vier Beschreibungsversuche nicht aus, um zu erklären, wo es sich befindet. Trotz der unzähligen Male, als man an ihm vorbeispazierte, -demonstrierte oder -torkelte, blieb die Cafèbar unerkannt. Zugegeben, der Treff Point

Kiosk ist auch etwas unscheinbar. Abends sitzen hinter den Schaufenstern vor allem ältere Menschen vor ihren halb leeren Gläsern, schauen die Swisslottoverlosung oder Dartmeisterschaften auf den beiden Fernsehern über der Eingangstür oder spielen mal Schach. Für einen Freitagabend haben sich hier erstaunlich viele zum Schlummertrunk eingefunden. Um ein Uhr morgens ist die Terrasse bereits zu, die Stühle lehnen zusammengeklappt und angekettet gegen das Schaufenster. Dahinter sitzt ein Mann mittleren Alters vor einer Tasse schwarzen Kaffees am Tresen und

blickt auf sein Handy. Als wir uns zu ihm setzen wollen, rutscht der Mann schnell auf den nächsten Sitz links von ihm und deutet mit verhaltenem Lächeln auf den frei gewordenen Platz. Rechts von uns werden zwei

junge Männer von zwei deutschen Touris angequatscht. Die junge Frau hat es auf den Langhaarigen abgesehen. Ihr Begleiter versucht sie von ihrem Flirtversuch abzuhalten und flüstert ihr besorgt ins Ohr. Unbeirrt redet sie weiter und gibt allen eine Runde Schüga aus. Schützengarten trinken auch die beiden Rentner am gegenüber am Schaufenster. Währenddem der eine über Stunden im Minutentakt. Dahinter ein Paar in ihren Dreissigern. Sie haben sich am Dosenbier im Kühlregal bedient.

Wer sich nach der Arbeit einen fancy Drink reinpfeifen will, ist hier an der falschen Adresse. Das Angebot ist simpel, fast schon bodenständig, das Inventar, wie auch die Bar. In der Thekenauslage liegen abgepackte Butterbretzel, eine kopflose Ananas und ein Emmentaler Käse. Neben dem Röschibachkiosk und Mama's Bäcki Lädli gehört der Treffpunkt zu jenen urchigen Lokalen, wie man sie in Berlin als Spätis kennt. In der letzten Stunde vor Ladenschluss wird dieser wegen unterschiedlichster Bedürfnisse besucht: Ob für einen Snack, ein Wegbier oder den Zigarettenkauf, ja sogar ein Eis am Stiel wird verspeist. Langsam leert sich der Laden: Die zwei jungen Männer verabschieden sich von ihren neuen Bekanntschaften; die Flirtversuche waren vergeblich. Dem Rummel der Langstrasse entgegenfahrend lassen sie den Kiosk hinter sich. Der junge Verkäufer beginnt mit dem Aufräumen. Schliesslich öffnet der Laden in drei Stunden wieder. (gen)



Foto: Jonas Jost